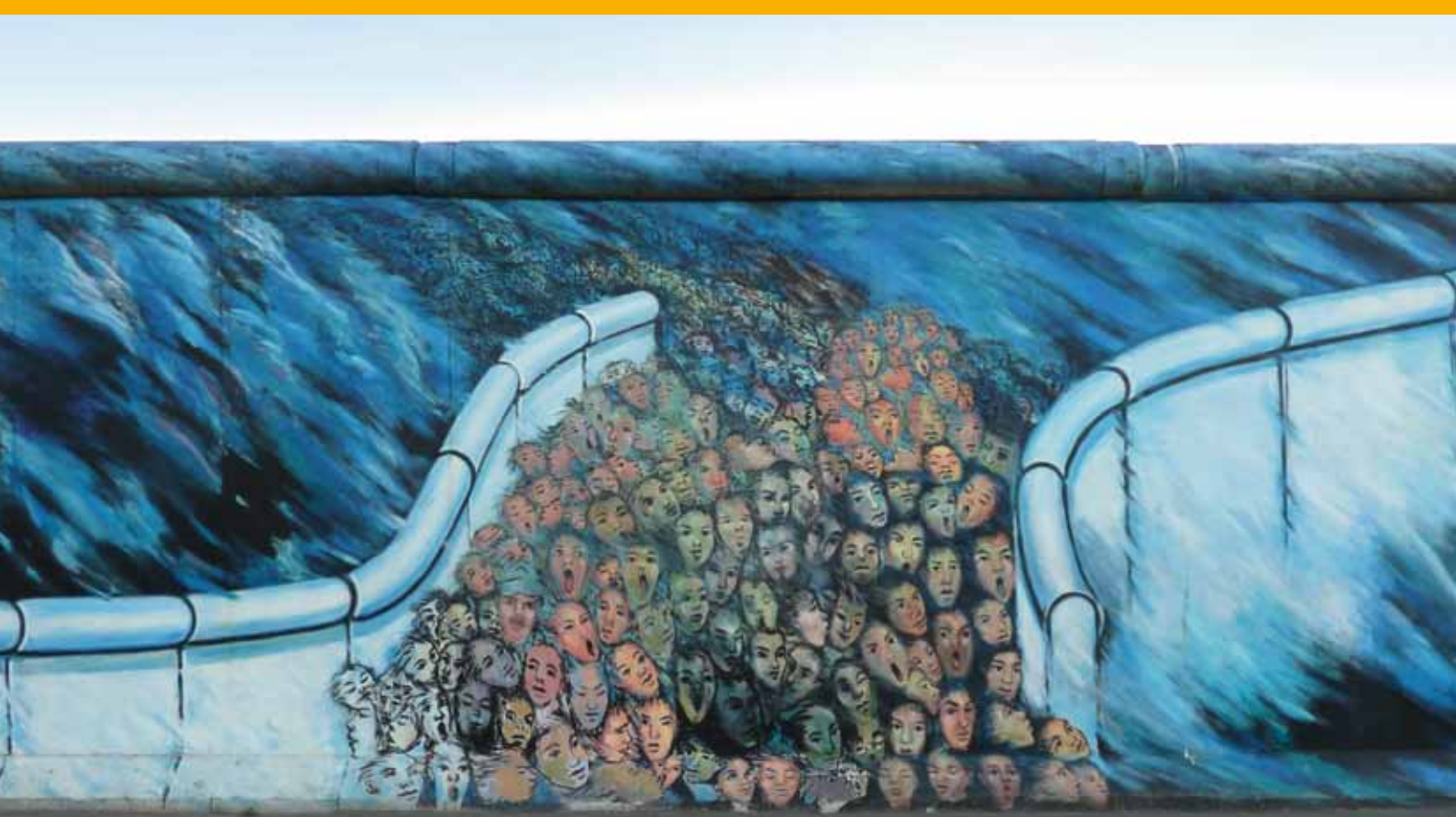


113

INFORMATIONEN

4-2014



25 JAHRE MAUERFALL

Dezernat Seelsorge
des Erzbischöflichen
Ordinariats Berlin



ERZBISTUM
BERLIN

1 WORT DES DIÖZESANADMINISTRATORS

Prälat Tobias Przytarski



2 25 JAHRE MAUERFALL UND FRIEDLICHE REVOLUTION
Interview mit Prof. Monika Grütters MdB

6 »CHRISTEN ALS WEGBEREITER DER WENDE«
JOACHIM JAUER SCHAUT AUF DAS WENDEJAHR 1989
Interview

11 WENDEPORTRÄTS

Christoph Kießig

16 FLUCHT DER FAMILIE MOTTER

Alfred Herrmann

19 25 JAHRE MAUERFALL
Veranstaltung der Deutschen Bischofskonferenz

20 FÜR DIE ZUKUNFT DES GLAUBENS IN VORPOMMERN
Die Pfarrei St. Joseph in Greifswald in der Findungsphase

Alfred Herrmann



23 ZUR NEUTRALITÄT VERPFLICHTET
Johannes Motter moderiert die Entwicklungsphase
in Reinickendorf-Nord

Alfred Herrmann

26 »STERBEN – FRAGEN ZUR LETZTEN LEBENSPHASE«
Ärzte-Empfang zu einer aktuellen Frage

27 »...NICHT DEM LEBEN TAGE, SONDERN DEN TAGEN LEBEN GEBEN.«
Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe

29 »TIEFSTES LEID ZU BEENDEN IST NIEMALS UNETHISCH.«
Dr. Michael de Ridder



30 DISKUSSIONSBEITRÄGE VOM ÄRZTEMPFANG

33 LIEBE ZUM EVANGELIUM UND FREUNDSCHAFT MIT DEN ARMEN
Die Gemeinschaft Sant´Egidio

Dr. Alexander Linke

35 BERNHARD LICHTENBERG – SEIN LEBEN FÜR KINDER ERZÄHLT
Helene Kießig

37 KURZINFOS

TERMINE 2015

BISTUMSWALLFAHRT

Herausgegeben vom Dezernat II – Seelsorge
des Erzbischöflichen Ordinariats Berlin

Postfach 04 04 06 · 10062 Berlin
Tel.: 030 32684-526 · Fax: 030 32684-7526
kategoriale.seelsorge@erzbistumberlin.de

Verantwortlich: Uta Raabe
Redaktion: Hermann Fränkert-Fechter,
Petra Wiederhöft

Layout: Graphicteam Köln Bonn
Druck: Rainer Breuer

Fotos: Titel: East Side Gallery /
Mauerbild: © Kani Alavi
U2: KNA-Bild, U3 / U4: Christoph Kießig

WORT DES DIÖZESANADMINISTRATORS

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,

nachdem unser bisheriger Erzbischof Rainer Maria Kardinal Woelki zum Erzbischof von Köln ernannt worden und am 20. September in sein neues Amt eingeführt worden ist, ist am 22. September das Berliner Metropolitankapitel zusammengetreten, um für die Zeit der Sedisvakanz einen Diözesanadministrator zu wählen. Die Wahl fiel auf mich. So werde ich nun das Erzbistum Berlin verwalten, bis Papst Franziskus einen neuen Erzbischof ernennt.

In der Zeit der Sedisvakanz darf nach den Bestimmungen des Kirchenrechts keine Grundsatzentscheidung getroffen werden, die den künftigen Erzbischof binden oder in seinen bischöflichen Rechten beeinträchtigen würde. Ich hoffe, dass die Sedisvakanz nicht so lange dauert, wie zuletzt im Bistum Erfurt.

Die Aufgaben des bisherigen Generalvikars werden teilweise weiterhin von mir wahrgenommen, teilweise auch von Prälat Dr. Stefan Dybowski. Ihn habe ich gebeten, sich als Ständiger Stellvertreter des Diözesanadministrators zur Verfügung zu stellen. Für die Beschäftigten des Erzbistums ändert sich wenig. Auch die in Angriff genommenen großen Projekte auf diözesaner Ebene werden wie geplant fortgeführt.

Kardinal Woelki hat als Erzbischof von Berlin viel bewegt und angestoßen, sowohl hinsichtlich der Stellung der Kirche in der Gesellschaft als auch innerkirchlich. Diese Entwicklungen werden von allen zuständigen diözesanen Gremien mitgetragen und sollten fortgeführt werden. Dass in den kommenden Monaten keine neuen Grundsatzentscheidungen getroffen werden können, sollte keineswegs mit Stillstand verwechselt werden: Der pastorale Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« geht weiter. Die grundsätzlichen Entscheidungen dazu sind getroffen. Gemeinden sollten die Sedisvakanz nutzen, weiter aufeinander zuzugehen. Ich habe mir vorgenommen, in dieser Zeit auch weiter »Überzeugungsarbeit« zu leisten, das Gespräch mit denjenigen zu vertiefen, die dem pastoralen Prozess skeptisch gegenüberstehen, und für den eingeschlagenen Weg zu werben. Gleiches gilt für die Renovierung beziehungsweise den Umbau der St. Hedwigs-Kathedrale. Auch wenn die Entscheidung zum Baubeginn der künftige Erzbischof zu treffen hat, können und sollten jetzt wichtige vorbereitende Maßnahmen getroffen werden. Nachdem das Siegermodell des Wettbewerbs zur Neugestaltung des Innenraums der Kathedrale feststeht, werden mit dem Architekten viele Detailfragen zu besprechen sein. Der Siegerentwurf wird wohl als Folge des kommenden Diskussionsprozesses noch an einigen Stellen verändert werden.

Ein weiteres großes Projekt, das unser Erzbistum betrifft und für das jetzt wichtige Vorarbeiten zu leisten sind, ist das auch von der Deutschen Bischofskonferenz verfolgte Ziel, die Präsenz der Katholischen Kirche in der Bundeshauptstadt zu verstärken. Die Stimme des deutschen Katholizismus sollte in Berlin deutlicher hörbar sein. Im 25. Jahr des Mauerfalls halte ich das für ein wichtiges Zeichen.

Ich möchte nicht versäumen, Ihnen für Ihren täglichen Dienst herzlich zu danken! Zugleich bitte ich Sie, mich auch in meinem neuen – vorübergehenden – Amt zu unterstützen.

Ihr Prälat Tobias Przytarski



Foto: Walter Wetzler

25 JAHRE MAUERFALL UND FRIEDLICHE REVOLUTION

INTERVIEW MIT PROF. MONIKA GRÜTTERS MDB STAATSMINISTERIN FÜR KULTUR UND MEDIEN



Foto: Christof Kleien

Prof. Monika Grütters MdB

INFO: In diesen Tagen denkt Deutschland an den Mauerfall vor 25 Jahren zurück. Ihnen, sehr geehrte Frau Staatsministerin, möchte ich zuerst eine persönliche Frage stellen. Wie haben Sie den 9. November 1989 erlebt und wie hat dieses Ereignis Ihr Leben verändert?

Prof. Grütters: Von der Maueröffnung erfuhr ich im Autoradio auf der Berliner Stadtautobahn – und hab' das für einen politischen Witz gehalten. Als ich es dann im Fernsehen sah, sind wir sofort zum Grenzübergang Bornholmer Straße ins Gewühl gefahren. Es war und bleibt unglaublich und unvergesslich.

INFO: Die Friedliche Revolution von 1989 war ein Glücksfall in der deutschen Geschichte. Welche Erfahrungen sollten wir unbedingt wachhalten und wie können wir sie der jungen Generation vermitteln?

Prof. Grütters: Eine zentrale Erfahrung der Friedlichen Revolution in der DDR ist sicherlich die Erkenntnis, dass gesellschaftliche Umbrüche gewaltfrei möglich sind. Die Erfahrungen aus der Friedlichen Revolution lassen sich dabei gewiss nicht eins zu eins auf die vielen Konfliktherde in der Welt übertragen. Diese haben ihre eigenen Bedingungen und lassen oft eine gewaltfreie Lösung als sehr schwierig erscheinen. Aber 1989 haben wir gesehen, dass genau dies gelingen kann. Was für ein Glück – für Deutschland, aber auch für Europa. Wir haben gesehen, dass man etwas bewirken kann, wenn sich Viele einig sind, und dass Mut und Zivilcourage sich lohnen. Und das Wunderbare daran war, dass der gesellschaftliche Umbruch zu einer Selbstdemokratisierung geführt hat. Im März 1990 kam es zu den ersten und einzigen freien Volkskammerwahlen in der Geschichte der DDR. Es ist unsere Aufgabe, diese Erfahrungen an die nachwachsende Generation weiterzugeben, so wie wir den jungen Menschen, die wie selbstverständlich in der Demokratie groß werden, vermitteln müssen, was eine Diktatur ausmacht. Besonders gut können das natürlich Zeitzeugen. Deshalb ist die Arbeit mit ihnen ein wichtiger Baustein der politischen Bildung. Der besondere Wert der Zeitzeugengespräche liegt darin, dass durch die Authentizität der Berichte gerade Jugendlichen ein sehr nachhaltiger und lebendiger Eindruck vom Leben in der SED-Diktatur und den Ereignissen der Jahre 1989/90 vermittelt werden kann, der weit über das hinausgeht, was Schulbücher zu leisten in der Lage sind. Neben vielen Dokumentations- und Gedenkstätten fördert mein Haus deshalb auch die Arbeit des ›Koordinierenden Zeitzeugenbüros‹, das bundesweit jährlich bis zu 600 Zeitzeugengespräche vermittelt und damit seit seiner Gründung im Sommer 2011 schon mehr als 80.000 Teilnehmer erreicht hat.

INFO: Die Kulturlandschaft Berlins hat sich seit dem Mauerfall enorm entwickelt. Was ist Ihnen besonders wichtig, worauf können wir alle auch etwas stolz sein, welche Baustellen sehen Sie?

Prof. Grütters: Die Dichte und die Vielfalt kultureller Ausdrucksformen sind das Markenzeichen Berlins. Berlin ist jung, dynamisch, international. Ob Theater, Tanz, Bildende Kunst, Film oder Musik – alle Sparten sind mit hochwertigen Programmen vertreten. Neben den drei großen Opern und sieben klassischen Klangkörpern sind es die moderne Jazz- und Popmusik, die zahlreichen Kammerkonzert-Ensembles sowie die elektronische und experimentelle Musikszene, die unserer Hauptstadt einen weit über die Grenzen des Landes hinaus hörbaren Klang geben.

Berlin hat eine lebendige Theater- und Tanzszene, in der neben der Aufführung klassischer Stücke auch mit unterschiedlichen ästhetischen Facetten experimentiert und Neues gewagt wird. In den mehr als 175 Berliner Museen werden Geschichte, Kunst und Wissen bewahrt und in aufregenden Ausstellungsforma-

»In der kulturpolitischen Debatte wünsche ich mir eine stärkere Einmischung der Kirchen«

ten aufbereitet. Die Bestände der Staatlichen Museen zu Berlin konnten auf der Museumsinsel wieder zusammengeführt werden, z.B. auch im wiedererrichteten »Neuen Museum«. Im vergangenen Jahr wurde die Museumsinsel von fast drei Millionen Berlinern und Gästen besucht. Allein diese Zahl zeigt, was für ein breites Publikum die hiesige Kunstszene erreicht. Hinzu kommt die sogenannte Off-Szene, die es in allen Kunstgattungen und in einer Vielfalt gibt, die weltweit einzigartig sein dürfte.

Berlin ist gerade für junge Menschen ungemein attraktiv. Immer mehr Kreative aus der ganzen Welt kommen hierher. Für sie ist die Stadt ein Sehnsuchtsort geworden, an dem auch nicht etablierte Künstler ein Forum und die Chance bekommen, ihre Ideen zu realisieren und ihre Werke zu präsentieren. Sie eignen sich die Stadt und ihre Räume regelrecht an. Diese junge und internationale Gemeinschaft ist mittlerweile ein sehr wichtiger Teil des neuen Berlin. Wir können stolz darauf sein, dass diese Stadt, die vor 25 Jahren noch ein Symbol für den Kalten Krieg war, heute für Weltoffenheit und multikulturelles Leben steht. Die freie Entfaltung der Kunst auch für die Zukunft zu ermöglichen, ist ein Impetus meiner täglichen Arbeit und zugleich eine zentrale Aufgabe von Kulturpolitik. Daher werde ich mich weiter dafür einsetzen, die Rahmenbedingungen für Künstler und Kreative zu verbessern, nicht nur in Berlin, sondern in der gesamten Bundesrepublik.



INFO: Das Zusammenwachsen in Ost und West hat die gesellschaftlichen Bedingungen für die Kirchen verändert. Welche Herausforderungen sehen Sie für die katholische Kirche?

Prof. Grüters: Bundespräsident Joachim Gauck sagte kürzlich in einem Interview, dass die Christen im Westen von den Erfahrungen im Osten lernen könnten, wie Glaube unter schwierigen Bedingungen gelebt werden kann. »Das schärft den Blick, worauf es wirklich ankommt.« Umgekehrt könnten die Christen im Osten von Lösungswegen profitieren, mit denen Gemeinden im Westen auf das schwindende Glaubensleben reagieren. Zudem gibt es eine andere Frömmigkeit in Ost und West – es ist



*Lichtgrenze am
9. November 2014.
An der Aktion
nimmt die Katholische
Pfarrgemeinde
St. Sebastian und die
Katholische
Theresianschule teil.*

spannend, sich darüber auszutauschen. Und: Die Kirche im Osten war viel politischer als im Westen – notgedrungen. Heute, 25 Jahre später, muss unsere Kirche in ganz Deutschland ihre gesellschaftliche Bedeutung viel deutlicher herausstellen. Sie tut das überzeugend in sozialpolitischen Fragen. In der kulturpolitischen Debatte wünsche ich mir oft eine stärkere Einmischung der Kirchen – z.B. bei Fragen des Gedenkens, der kulturellen Bildung oder der künstlerischen Freiheit. Glaube verbindet. Das gilt umso mehr in unseren ethnisch zunehmend gemischten Gesellschaften, in Ost wie in West.

INFO: Vielen Dank!

Die Fragen stellte Hermann Fränkert-Fechter

»CHRISTEN ALS WEGBEREITER DER WENDE«

JOACHIM JAUER SCHAUT AUF DAS WENDEJAHR 1989

Joachim Jauer hat sich in seiner journalistischen Tätigkeit sehr ausführlich mit der deutschen und europäischen Teilung beschäftigt. Überall, wo in der Nachkriegszeit deutsche Geschichte geschrieben wurde, war er nicht weit. Der Eiserne Vorhang war sozusagen sein Arbeitsfeld. Als junger Journalist hat er nach dem Mauerbau ein politisches Morgenmagazin beim Radiosender RIAS aufgebaut und moderiert. Er war der erste westdeutsche Korrespondent in der DDR und leitete das Büro des ZDF in Ost-Berlin. Als Sonderkorrespondent für Mittel- und Osteuropa des ZDF hat er in den Jahren 1987 -1990 von den politischen Ereignissen aus nächster Nähe berichtet. Einem breiten Publikum ist er aus der Sendung »Kennzeichen D« bekannt.



Papiere, mit denen ich an jedem Ort und zu jeder Tageszeit hin und her fahren konnte. Also egal, ob an der Grenze zur Bundesrepublik oder innerhalb Berlins, nur nicht über Checkpoint Charlie, der für Ausländer bestimmt war. Man führte uns zwar als Ausländer, aber über den Ausländerübergang durften wir nicht. Die Grenze habe ich tausend, zweitausend Mal gewechselt. Insofern war mir dieses Grenzregime sehr vertraut. Ich habe auch viele Dinge erlebt dabei. Am schlimmsten fand ich immer, wie die meist jungen Volks- oder Grenzpolizisten die Rentner, die alten Leute im Bahnhof Friedrichstraße treppauf, treppab gejagt haben, die schwitzend mit ihren Koffern reisen durften. Das war ein solcher Ausweis von Diktatur, wie man ihn selten so konkret erleben konnte.

INFO: Ende der 60iger bis Anfang der 80iger Jahre haben Sie immer wieder als Korrespondent und anfänglich als Reisereporter in der DDR gelebt und gearbeitet. Wie haben Sie den Osten mit Ihren westlichen Augen damals gesehen und entdeckt?

Jauer: *Zunächst einmal war mir der Osten nicht ganz so fremd wie anderen Kollegen, die aus München, Frankfurt, Köln oder Hamburg angereist kamen. Denn ich bin 150 Meter von der Sektorengrenze auf Westberliner Gebiet, also im Französischen Sektor, aufgewachsen, an der Grenze zu Pan-kow. Meine Großeltern wohnten in Ostberlin. Für mich war der Alexanderplatz so bekannt wie der Kurfürstendamm. Insofern war der Osten mir in gewissen Dingen vertraut. Aber es gab dann doch eine Menge zu entdecken.*

Den Osten als Journalist zu entdecken hieß, dort vier Jahre lang zu wohnen in der Leipziger Straße mit quasi diplomatischen Papieren, d.h. mit einem erleichterten, aber nicht komplikationslosen Wechsel der Grenze. Ich hatte

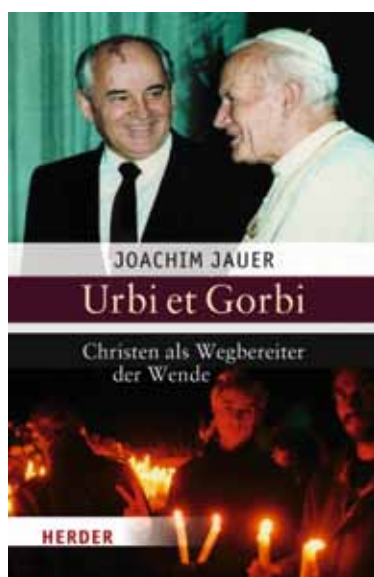
INFO: Konnten Sie frei berichten?

Jauer: *Ja natürlich. Die Frage war für den Fernsehkorrespondenten immer schwieriger als für den schreibenden Journalist. Dieser konnte z.B. schreiben: »Ich habe gesprochen mit einem Ingenieur aus Magdeburg und der sagte ...« – Der Fernsehkorrespondent musste »en face« liefern. Da standen wir vor der großen Problematik: Zeigen wir jemanden, der sagt: »Dies ist ein Verbrecherstaat.« Dann wussten wir sofort, dass derjenige spätestens am nächsten Tag von der Stasi vorgeführt wird. Das war eine hochproblematistische Geschichte. DDR-Bürger haben uns da sehr viel besser verstanden mit den O-Tönen, die wir manchmal zwischen den Zeilen formulierten. Dennoch denke ich, dass es uns gelungen ist, eine Menge Informationen zu bringen. Alles, was wir nicht mit der Kamera bringen konnten, haben wir als sogenannte Aufsager erledigt. Insofern haben wir sehr, sehr viel wie im Radio dagestanden und mit dem Mikrofon dokumentiert, so dass wir es uns nicht gefallen ließen, irgend-*

eine Nachricht zu unterdrücken, bloß weil wir keine Bilder dazu hatten. Alle Projekte, die außerhalb Berlins oder in irgendeiner sog. Institution gemacht werden sollten, alle Umfragen und Interviews mussten beim Außenministerium der DDR beantragt und genehmigt werden. Damit hatten die Leute die Möglichkeit, potentielle Interviewpartner zu manipulieren oder zu behaupten, die wollen nicht, obwohl wir sie vorher gefragt hatten. So konnten sie bestimmte Situationen inszenieren, hatten aber nicht ganz die Rechnung mit dem Zuschauer gemacht. Denn wenn wir in einem Betrieb waren, zog einer am Ärmel und sagte: »Guckt mal da nach links oder guckt mal da nach rechts.« Und wenn es uns gelungen ist, die uns begleitenden Herrschaften von Partei und Betriebsleitung entsprechend gesprächsweise abzulenken und wir noch mit zwei Kameras gearbeitet haben, dann ging es schon, dass man auch in diese Ecken reingeschaut hat.

INFO: In Ihrem Buch »Urbi et Gorbi« beschreiben Sie die Christen als Wegbereiter der Wende. Wie haben Sie die katholische und die evangelische Kirche, Ihre Gläubigen und ihre Hirten in den frühen Jahren erlebt?

Jauer: Die ehemalige DDR darf allgemein als Luthers Erbland bezeichnet werden: Die evangelische Kirche war erheblich verbreiteter, vernetzter und vorhandener als die katholische Kirche. Katholiken waren Minderheit in der Minderheit. Man muss dazu sagen, dass viele Katholiken in der DDR als Flüchtlinge in die DDR gekommen waren. Sie kamen als Sudetendeutsche, Schlesier oder Ostpreußen und waren fremd im Land und in der Religion. Das bedeutete, dass die Leute es verstanden haben, sich in ihren kleinen Gemeinden zusammen zu schließen und nicht groß nach draußen zu gehen. Diese Haltung wurde von den Bischöfen durchaus gestützt, ich will nicht sagen eingefordert. Das Problem ist, dass wir als Fernsehleute katholisches Leben praktisch nicht haben filmen können. Das war, vorsichtig ausgedrückt, von den Gesprächspartnern, die wir damals in der Kirche hatten, nicht gewünscht. Es ist mir ein einziges Mal gelungen, katholisches Leben zu zeigen. Das war bei der 750-Jahrfeier der heiligen Elisabeth von Thüringen, wo nahezu 40.000 Katholiken auf dem Erfurter-Platz erschienen waren. Dort fand eine große Eucharistiefeier statt, die wir gedreht haben. In Gemeinden zu gehen, war nicht gewünscht. Ich bin über katholisches Leben theoretisch sehr präzise informiert worden. Ich weiß, dass Katholiken in der DDR in ihrer Widersetzlichkeit in der Regel konsequenter waren als viele evangelische Christen. Das habe ich auch gesagt, habe es aber nicht zeigen können. Insofern ist in der Erinnerungskultur von heute die evangelische Kirche als Motor des Umbruchs, der nicht erst 1989 begonnen hat, überproportional vorhanden und die Katholiken kommen praktisch nicht vor. Erst nach genauerem Fragen und Hinschauen nach der Wende wurde deutlich, in welchem kleineren Umfang Katholiken Widerstand geleistet haben.



Joachim Jauer
»Urbi et Gorbi«
 Christen als Wegbereiter
 der Wende

Herder Verlag 2009,
 Freiburg, 2. Auflage

INFO: Es ist ja auch in den Familien sehr deutlich geworden, wenn die Kinder nicht zur Jugendweihe gingen. Davon waren fast alle katholischen Familien betroffen. Diese Widerständigkeit war nicht politisch, sondern vielmehr familiär-individuell?

Jauer: Sie war durchaus politisch, aber nicht politisch organisiert. Es beinhaltet dann auch Fragen an die Kirche als Ganzes, dass viele Leute als Einzelne widerständig sein mussten und als Einzelne Verantwortung tragen mussten, sicher seelsorgerlich gestützt, aber das mussten sie alleine durchhalten. Und daher gab es eine Unzahl von sehr, sehr tapferen Leuten, die es durchgehalten haben, ihre Kinder nicht zur Jugendweihe zuzulassen, die dann dafür nicht studieren oder zur EOS durften. Die Eltern hatten möglicherweise – jedenfalls in den 60er/70er Jahren – deutlich Nachteile in ihrem Beruf, später hat sich dies ja ein bisschen verbessert. Aber da waren Katholiken sehr konsequent.

INFO: Wie würden Sie im Nachhinein die Position der katholischen Bischöfe, vor allem von Kardinal Bengsch, auf diese starke Enthaltensamkeit gegenüber dem politischen System betrachten?

Jauer: Das Nein-Sagen würde ich als richtig bezeichnen. Die evangelische Kirche hat sich anders verhalten und ist damit in der Geschichte sehr erfolgreich gewesen. Sie hat frühzeitig angefangen, die Kirchentüren aufzumachen für die Mühseligen und Beladenen des sozialistischen Alltags. Es begann 1981 mit einer Friedensdekade. Wobei eine Friedensdekade im selbsternannten sozialistischen Staat, dem ersten Friedensstaat auf deutschem Boden, eine Provokation an sich war. Denn die SED hatte den Frieden für sich gepachtet. Und jetzt kam die Kirche und sagte: »Nein, wir meinen etwas anderes mit Frieden. Und zwar einen umfassenderen Frieden. Wir unterscheiden nicht zwischen angeblich guten NVA-Waffen und bösen Bundeswehrwaffen, sondern wir sagen: Alle Waffen sind schlecht.« Wolf Biermann hat das in den wunderbaren Satz hineingebracht: »Soldaten sind sich alle gleich. Lebendig und als Leich.« Eine Provokation.

Aber wenn Sie so wollen, hat das alles noch sehr viel früher angefangen. Anfang der 60er Jahre hat der evangelische, verantwortliche Christ Lothar Kreyssig – ein Synodenpräses in Magdeburg – die Aktion Sühnezeichen gegründet. Ihm schloss sich der Katholik Günther Särchen an. Und beide zusammen haben die ersten Pilgerreisen, zunächst behindert durch die SED, aber dann heimlich nach Polen gemacht, um in den KZ's Auschwitz, Majdanek und anderen Orten des Schreckens Versöhnung zu praktizieren. Und das läuft parallel mit dem Wort der polnischen Bischöfe: »Wir vergeben und bitten um Vergebung.« Die Polen an die Deutschen und nicht umgekehrt. Das war also eine Phase, wo Christen eine völlig andere Haltung gezeigt haben als die Kommunisten. In diesen Geist stieg die evangelische Kirche mit der Friedensdekade ein, die dann in Friedensgebete mündete. In der letzten Hälfte der 80er Jahre gingen immer mehr Menschen in die Kirchen, nicht um zu singen und zu beten, sondern um dort zu erfahren, worüber andere Leute sich auch ängstigen. Und worüber andere wütend sind. Sie haben dort festgestellt, was an anderer Stelle ebenfalls passiert ist, wie viele wir sind. Die von der Diktatur beabsichtigte Vereinzelung wurde aufgebrochen, indem die Leute sich umguckten und feststellten, wer da noch alles ist.

Diese Erfahrung haben zum ersten Mal insgesamt 10 Millionen Polen gemacht, als Papst Johannes Paul II. 1979 seine erste Reise nach Polen machte, wo 10 von 40 Millionen Polen ihm hinterhergelaufen sind. Da hat er einen großen Beitrag geleistet.

Das ist im Grunde genommen die Leistung der Christen gewesen. Und in der DDR war es so, dass die Leute gemerkt haben, dass man in die Kirchen hineingehen kann, auch wenn man sonst nichts mit Kirche am Hut hat. Und trifft dort Leute, die anders denken, als das, was draußen von der Propaganda verkündet wird.

INFO: Als Sonderkorrespondent des ZDF haben Sie im Mai und Sommer 1989 die dramatischen und auch gefährlichen Ereignisse in Ungarn direkt miterlebt. Wie beurteilen Sie heute diese Zeit?

Jauer: Die Deutschen haben in dem Moment, in dem die Mauer gefallen ist, vergessen, was von Ungarn und von Polen aus an Vorarbeit geleistet worden ist. Das ist sehr beschämend. Bei Gedenkfeiern in Ungarn in diesem Jahr war kein einziger deutscher Politiker vertreten. Und es ist für einen Deutschen, der dann dort von ungarischen Bekannten gefragt wird »Kommt noch jemand?«, sehr kompliziert. Die Ungarn haben sehr früh angefangen, quer zu denken. Sie sind eine Ausnahme in den sozialistischen Ländern gewesen, weil ihre Revolution nicht nur von unten kam, im Sinne von »Wir sind das Volk!«, sondern auch von oben von einer sich sozialdemokratisierenden Partei. Der ungarische Ministerpräsident Miklós Németh war der eigentlich Verantwortliche für die reformerischen Dinge. Er erzählte, dass er sich, als er im November 1988 ins Amt kam, am ersten Tag seiner Arbeit als Ministerpräsident wegen der hohen Staatsschulden das Staatsbudget vorlegen ließ. Und da er Ökonom ist, hat er sich das Budget genau angesehen. Der erste



11. November 1989 erste Audienz bei Papst Johannes Paul II.; Bischof Sterzinsky brach anschließend seine Romreise ab und kehrte wieder nach Berlin zurück.

Posten, den er sah, waren 250 Millionen Dollar, die auszugeben gewesen wären für die Erneuerung des verrosteten Eisernen Vorhangs. Und dazu hat er mir wörtlich gesagt: »Da habe ich meinen Rotstift genommen und habe das gestrichen.« Und so kam es dann auch, dass er am 2. Mai 1989 den Eisernen Vorhang öffnen ließ durch Soldaten der Grenztruppen.

Ich war der Einzige, der im westdeutschen Fernsehen diesen Moment registriert und interpretiert hat. Ich habe damals gesagt: »Ungarn beendet heute an dieser Stelle die 40jährige Teilung Europas in Ost und West.« Links und rechts neben mir säbelten die Soldaten den Eisernen Vorhang auf. Da ich an der Grenze in Berlin aufgewachsen bin und zusehen musste, wie am 13. August 1961 das letzte Schlupfloch geschlossen wurde mit dem Bau der Mauer, war das das erste neue Schlupfloch. Der Presseoffizier, den ich dazu befragte, hat gesagt: »Es wird hier demnächst so etwas wie eine Völkerwanderung geben, aber in einem halben Jahr oder Jahr wird sich das auch wieder beruhigen.« So ist das im Heute Journal des ZDF gelaufen. Kein Wunder, dass dann 3-4 Wochen später die Staatssicherheit aus allen Bezirken der DDR ein sprunghaftes Ansteigen von Reiseanträgen nach Ungarn festgestellt hat. So kam es, dass sich im Sommer 1989 in Budapest und Umgebung zwischen 50.000 und 80.000 überwiegend junge Urlauber und Touristen aufhielten. Und an der Stelle tritt Csilla von Boeselaer, die in Ungarn geborene, katholische Malteserfrau, ins Bild. Sie war am 13. August 1989 – ein Sonntag wie der Tag des Mauerbaus – in Budapest mit der Sachlage konfrontiert und sagte: »Ich übernehme das.« Und sie errichtete mit ihrem Partner, dem katholischen Priester Imre Kozma, auf dem Kirchengelände zur Heiligen Familie in Budapest Zugliger das erste Flüchtlingslager von einem sozialistischen Bruderland zum anderen. Am nächsten Tag war es voll. Ein paar Tage später gab es dann vier, fünf, sechs Flüchtlingsla-

ger und wiederum drei bis vier Wochen später sah sich Ungarn veranlasst, wegen dieser Überfüllung die Grenze völlig frei zu geben und die Leute frei ausreisen zu lassen. Das war die Initialzündung für die, die zuhause geblieben sind. Denn der erste Schlachtruf in Leipzig hieß nicht: »Wir sind das Volk«, sondern »Wir bleiben hier!« Und zwischen dem Weggehen nach Österreich und in die Bundesrepublik der fast 50.000 und denen, die zuhause geblieben sind, beschreibt sich genau das 40jährige Trauma von DDR: Flüchten oder Standhalten, Weggehen oder Dableiben. Eine Gewissensentscheidung, über die ich nicht zu urteilen habe. Für die es sicher Respekt für beide Verhaltensweisen gibt.

INFO: Sie haben von Bleiben, Standhalten oder Gehen gesprochen. Ich möchte zu Erzbischof Georg Sterzinsky kommen. Er ist wenige Wochen vor dem Mauerfall in die aufgeheizte Situation in Berlin gekommen und wurde im September in St. Matthias zum Bischof geweiht. Er sah die Massenflucht aus der DDR und rief zum Bleiben auf. Später, als die Mauer fiel, war er gerade in Rom, musste sich dort vorstellen. Wie würden Sie die damalige Situation kirchenpolitisch beurteilen?

Jauer: Er hätte auf keinen Fall zum Weggehen aufrufen dürfen. Das konnte er nicht machen. Ob er unbedingt aufrufen musste zu bleiben, ist eine andere Frage. Ich möchte noch einmal unterstreichen, für beide Verhaltensweisen habe ich tiefen Respekt für alle, die gesagt haben: »Wir können hier nicht weggehen, weil wir die Eltern, die Kinder, den Beruf als Arzt, als Lehrer, als Seelsorger nicht verlassen können.« Und für andere, die gesagt haben: »Ich halte das nicht mehr aus. Ich zerbreche hier. Ich werde verrückt.« Für beide Verhaltensweisen habe ich Respekt. Aber Erzbischof Sterzinsky hatte als DDR-Bürger eine andere Erfahrungswelt. Auch das respektiere ich.

Wolfgang Knauff: Georg Sterzinsky – Helfer zur Einheit

Die Erinnerung an den 25. Jahrestag des Mauerfalls in diesem Jahr ist für das Erzbistum Berlin eng verbunden mit der Erinnerung an das silberne Jubiläum der Bischofsweihe von Georg Sterzinsky. Ausgerechnet am 9. November war der neue Bischof von Berlin zum Antrittsbesuch nach Rom gereist, nur um nach den Neuigkeiten aus Berlin versehen mit einer Grußbotschaft des Heiligen Vaters quasi auf dem Absatz kehrt zu machen.

Prälat Wolfgang Knauff, der selbst an der Wahl von Sterzinsky beteiligt war und nicht nur deshalb ein bedeutender Zeitzeuge ist, verzichtet mit seiner knapp 80-seitigen Broschüre auf eine abschließende historische Einordnung des Berliner Bischofs, es gelingt ihm skizzenhaft »einige Wesenszüge nachzuzeichnen«, er beleuchtet Kindheit und Jugend und lässt Zeitzeugen zu Wort kommen auch aus Sterzinskys Zeit in Jena und Erfurt. Mit seinem letzten Interview kommt auch Kardinal Sterzinsky selbst zu Wort. Im Mittelpunkt stehen die mehr als zwanzig Berliner Jahre, in denen sich Sterzinsky als der »Helfer der Einheit« profilierte, als der ihn Knauff in Erinnerung halten möchte.

In einer ersten Auflage hatte das Erinnerungsbuch schon zum Bischofsjubiläum im September vorgelegen, für die erweiterte zweite Auflage wurde zudem die Predigt von Weihbischof Wolfgang Wieder ergänzt. Diese wird beim Gottesdienst zum Gedenken an die verstorbenen Berliner Bischöfe am 13. Dezember (Todestag von Kardinal Bengsch) vorliegen.

Es ist dann gegen eine Schutzgebühr von 5,- € im Kathedralforum und in der Pressestelle erhältlich, wer sein schon erworbenes Exemplar umtauschen möchte, kann dies gern kostenlos tun.

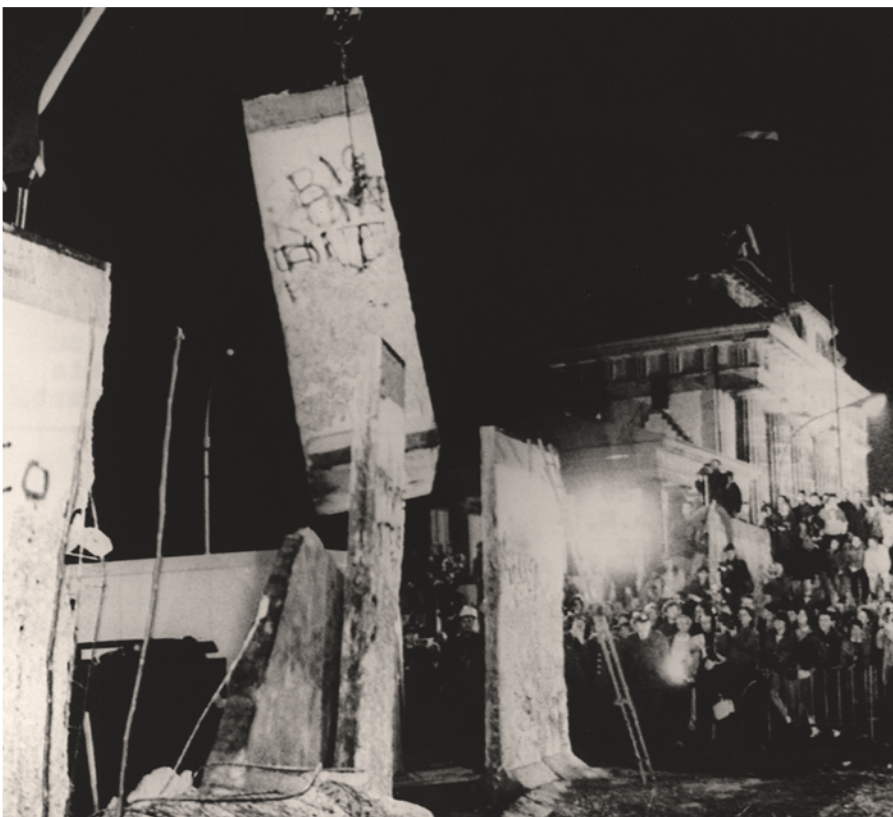
INFO: Sie haben sicherlich damit gerechnet, dass sie als Korrespondent von der Stasi überwacht worden sind. Und Sie haben nach der Wende, wie viele andere auch, Einblick in ihre Stasi-Akte genommen. Wie ist es Ihnen dabei ergangen?

Jauer: *Meine Frau und ich wollten es eigentlich nicht anschauen, weil wir vermuteten, dass wir da Dinge sehen, die wir nicht sehen müssen und auch nicht sehen wollen. Dann aber hat die ARD eine umfassende Untersuchung gemacht, ob Korrespondenten und ihre Mitarbeiter für Stasi-Verführungen anfällig gewesen sind. Das Ergebnis ist: Keine. Es hat bei mir auch keine Versuche gegeben, mich in irgendeiner Weise anzuwerben. Ich war von vorne herein als Staatsfeind abgestempelt. So steht das auch in meiner Akte. Die überwiegenden Papiere – 1.500 Blatt habe ich gesehen und den Rest habe ich gelassen – sind Wichtigtuereien und überflüssiges Zeug. Aber es gibt auch 2 bis 3 überraschende Erkenntnisse von unschönem Verrat. Die vielleicht fröhlichste Geschichte ist die, dass der Bürgermeister einer Stadt, der – als wir dort ein Portrait gedreht haben – uns zu Kaffee und Kuchen eingeladen hatte und mit mir ein langes Gespräch führte, danach ein sechseitiges Personenprofil meinte an die Staatsicherheit abliefern zu sollen. In dem er schreibt, dass ich sowohl über die Lage in der DDR, den Alltag und die Politik gut informiert sei, aber zu erkennen gäbe, dass ich Feind und Gegner des Sozialismus und damit ein Staatsfeind bin. Dann kommt er am Ende aber zu folgendem, wörtlich zu zitierenden, wunderbaren Satz »Gesprächsweise konnte aber erarbeitet werden, dass Jauer auch für den Frieden ist.« Und das hat mich dann sehr getröstet.*

INFO: Vielen Dank für das interessante Gespräch.

Die Fragen stellte Hermann Fränkert-Fechter

Das gesamte Interview können Sie nachlesen auf www.erzbistumberlin.de/informationen



Bauarbeiter reißen mit Kränen die Berliner Mauer ein.

Christoph Kießig

»ABSAGE AN PRAXIS UND PRINZIP DER ABGRENZUNG«

WENDEPORTRÄT DR. MICHAEL BARTOSZEK

Seine Vorfahren, das hört man schon an seinem Namen, stammen aus Polen. Nachdem sie in Deutschland als Saisonarbeiter beschäftigt waren, können sie Anfang des letzten Jahrhunderts nicht wieder in ihre von Russland besetzte Heimat zurück.

Vielleicht sind es diese Wurzeln, die Michael Bartoszek in seiner Zeit in der Katholischen Studentengemeinde auf die deutsch-polnische Versöhnungsarbeit aufmerksam werden lassen. Günter Särchen arbeitet – vom Magdeburger Bischof geduldet – über die Aktion Sühnezeichen an diesen Thema und begeistert vor allem junge Menschen. Er lädt ein zu Arbeitskreisen und Fahrten und knüpft Kontakte zu polnischen Gruppen.

Auch nach dem Studium in Berlin hält Michael Bartoszek weiter engen Kontakt zu diesen Gruppen, nimmt immer wieder an den sogenannten »Polenseminaren« teil und unterstützt die Arbeit, wo es möglich ist. In den Semina-

ren wird über die Lage diskutiert, Texte von polnischen Autoren aus der Oppositionsbewegung gelesen und übersetzt. Begeistert von der Lyrik trifft er in hier auf Menschen aus allen Ebenen der Gesellschaft: Wissenschaftler, Schriftsteller, Schauspieler, Theologen. Vom Ursprung der deutsch-polnischen Versöhnungsarbeit kommen sie zwangsläufig zur gesellschaftlichen Verantwortung in ihrem eigenen Land.

Anfang der 80er Jahre arbeitet er an einer Anthologie und nimmt an Lesungen teil, als ihn, der nun schon Frau und zwei Kinder hat, eine Einberufung zum Reservedienst bei der Nationalen Volksarmee zugestellt wird. Die konkrete



Berliner Mauer

Frage nach seiner Überzeugung und dem Eintreten dafür treibt ihn um und er macht sich auf die Suche nach Rat und Beistand. Sein Heimatpfarrer schickt ihn zu den zuständigen Stellen im Bistum Berlin, doch dort versteckt man sich hinter der offiziellen Haltung und will die staatlichen Stellen nicht provozieren.

Er beschließt, den Dienst mit der Waffe zu verweigern und findet Gleichgesinnte und Ansprechpartner unter anderem in der Arbeitsstelle für Frieden und Konfliktforschung der evangelischen Kirche und deren Umgebung. Aus diesen Kreisen bildet sich bald eine Gruppe Gleichgesinnter, die sich alle zwei Monate trifft. Dabei werden unterschiedliche Themen erarbeitet und die Ergebnisse auch kirchenintern publiziert. »Absage an Praxis und Prinzip der Abgrenzung« ist eine der ersten und wichtigsten von mehreren Publikationen, die Anfang bis Mitte der 80er Jahre entstehen: Eine Bestandsaufnahme der DDR-Gesellschaft, die zum Dialog anregen soll.

Im Herbst 1988 bereitet die Gruppe Flugblätter für die Kommunalwahl 1989 vor, mit denen sie die Menschen wachrütteln will. Als einige der Mitglieder im August 1989 in die Bekenntnis-Gemeinde nach Treptow eingeladen werden, in der sich ausreisewillige DDR-Bürger versammeln, um dort zum Thema gesellschaftliche Veränderung zu sprechen, gibt es plötzlich eine Öffentlichkeit für die sonst im Hinter- oder Untergrund arbeitende Gruppe. 500 Menschen drängen sich in die Kirche – mit dabei Journalisten aus Westberlin. Am 7. Oktober bereiten Mitglieder der Gruppe in der St. Bartholomäus Kirche eine geplante Veranstaltungsreihe mit dem Titel »Blickwechsel« vor. Polnische und deutsche Künstler stellen Bilder und Texte aus, es gibt Vorträge und Diskussionen. Während sie in der Kirche arbeiten, zieht draußen ein Demonstrationzug in Richtung Mitte vorbei, der von der Polizei gestoppt wird. Um eine Konfrontation der eingekesselten Demonstranten mit der Polizei zu vermeiden, öffnen sie kurzerhand die Türen der Kirche und bieten so Rückzug und Schutz vor Gewalt und Eskalation.

Die sich immer weiter zuspitzende Lage und die neuen, auch öffentlichen Anfra-

gen zwingen die Gruppe, sich über strukturelle Fragen klar zu werden: Was können wir den Menschen anbieten, was sind unsere konkreten Ziele und wie wollen wir uns organisieren? Bei einem der nächsten Treffen in der Wohnung der Familie Bartoszek werden erste Punkte für ein Programm entwickelt und es soll einen formellen Beschluss geben. Lange wird um den Namen gerungen. Schließlich ist man sich einig und unterzeichnet die Gründungsurkunde von »Demokratie jetzt«.

Michael Bartoszek nimmt nach einem Jahr intensiver Arbeit in der Bürgerbewegung eine Auszeit, zu schnell ging alles und man findet sich plötzlich nicht mehr wieder oder da wo man nicht hinwollte. Danach entscheidet er sich ohne Verbitterung gegen eine politische Laufbahn, übernimmt aber in seinem Institut, das ebenfalls vor großen Umwälzungen steht Verantwortung für die Umgestaltung und Neuordnung im nun vereinten Deutschland.



Mauer ist tod (!)

Christoph Kießig

EIN WEG IN DIE POLITIK

WENDEPORTRÄT CHRISTIAN KIND

Christian Kind ist ein waschechter Berliner, auch wenn er in Chemnitz geboren ist. Weil seine Familie in Berlin ausgebombt wurde, ist er hier zur Welt gekommen, noch bevor die Stadt einen neuen Namen bekam. Sowie die Luft rein ist, geht es zurück nach Berlin und dort wächst er in Lichtenberg und in der Gemeinde St. Mauritius auf.

Seit er denken kann, ist ihm klar, dass er, wie er es selbst nennt, im falschen System lebt, dass diese Gesellschaft in allen Bereichen auf einem Irrweg ist. Im Freundeskreis unterstützt die Gemeinde Menschen bei der Vorbereitung zur »Republikflucht« – wie das im strafrechtlichen Sinne heißt. Er fühlt sich auch als katholischer Christ immer in der Rolle der Opposition. Das führt dazu, dass er 1980 seinen Beruf als Lehrer aufgibt. Die Repressionen sind so stark, dass er, will er seinem Gewissen folgen, nicht mehr in diesem System und in dieser Position arbeiten kann. Diese Entscheidung ist keine leichte, denn es gibt einen internen Erlass von Frau Honecker, dass Lehrer, die auf eigenen Wunsch aus dem Schuldienst ausscheiden, in keinem Betrieb mehr angestellt werden dürfen. Ein verzweifelter, aber wirkungsvoller Versuch, das Abwandern von Mitarbeitern aus dem rigiden Bildungssystem der DDR zu verhindern.

Christan Kind sucht und findet Arbeit dank der Unterstützung der Kirche, insbesondere der Caritas. Er weiß gut darüber Bescheid, was im Land vor sich geht und hat über Freunde Einblicke in die zu der Zeit schon stark marode DDR-Wirtschaft. Er hofft und glaubt, dass dieses System bald am Ende ist und liest alles, was er in die Finger bekommt. Vor allem Literatur aus dem Westen, die er auch im Geheimen weiterverleiht. Er will vorbereitet sein. Worauf weiß er selbst noch nicht genau.

Im Sommer 1989 ist er mit der Familie im Ungarn-Urlaub und bekommt vor Ort die Fluchtbewegung mit. Für ihn ist klar, dass er zurück in seine Heimat muss, dass er nicht wegläuft, dass die Zeit reif ist. Im Oktober 1989, auf dem Rückweg von einem Klassentreffen, begegnet er im Zug jungen Leuten, die mit Rucksack und Gitarre unterwegs sind zu einer Demonstration auf dem Alexanderplatz. Er beschließt, sich das mal anzusehen, aber seine Frau, die Angst um ihn hat, lässt ihn nicht weg.



Foto: Christoph Kießig

Christian Kind 1990

Von der Pappelallee, wo er zu dieser Zeit als Lehrer für die katholische Erzieherausbildung arbeitet, ist es nur eine Straße bis zur Gethsemanekirche und er, der auf der Suche ist, verfolgt aufmerksam das Treiben dort. Die Gründung der SDP elektrisiert ihn, denn in seinem Herzen war er, der auch das politische Geschehen im anderen Teil Deutschlands rege mit verfolgt, schon immer SPD-Mitglied. Er erfährt davon durch einen Freund, der eine Ausweichwohnung für die Gründungsmitglieder der Partei frei hält, dass, wie sich später zurecht erweist, mit Verhaftungen zu rechnen ist. Darum ist es in diesen Tagen schwierig, Kontakt aufzunehmen. Vieles vollzieht sich nur noch in abgeschirmten, konspirativen Kreisen. Er sucht weiter nach Verbindungen.

Dann aber überstürzen sich die Ereignisse. Die Mauer fällt. Er besucht Verwandte in Westberlin, denen er von seinen politischen Ambitionen erzählt. Die wiederum wissen, dass Walter Momper gleich um die Ecke wohnt und so schreibt er einen Brief an den Regierenden Bürgermeister,



Foto: KNA

Mauerspechte

den er dem wachhabenden Polizisten vor dessen Haus gibt. Wenig später bekommt er mit der Post aus dem Rathaus 2 Gästekarten für den SPD Parteitag im Dezember im ICC. Dort hört er ein Grußwort des später enttarnten Stasi-Mitarbeiters Ibrahim Böhme, der zu den Gründern der SDP im Osten gehört. Dort hält er an der Garderobe ein »Schwätzchen« mit Günter Grass und trifft bekannte Gesichter von den Demos aus den vergangenen Monaten.

Endlich hat er die ersehnten Kontakte und tritt schon am nächsten Tag mit einem Behelfsausweis bei einem Kontaktmann in Lichtenberg in die Partei ein. Am Anfang gibt es zwei kleine Basisgruppen, die sich in sogenannten Hauskellern in den Neubaublocks treffen. Es folgt eine Vollversammlung mit 127 Mitgliedern und dann gerät er in den Strudel, den die Ereignisse bilden. Runde Tische müssen besetzt werden, die Wahlen zur Volkskammer stehen an und die Vorbereitung der Wahlen zum Berliner Magistrat. Er leitet eine Gruppe, die in die Abteilungen der alten Bezirksämter geht, um sich einen Überblick zu verschaffen. Diese wird nach einigen Auseinandersetzungen mit den alten Kadern mit Vollmacht des runden Tisches ausgestattet. Viele der Mitstreiter der Ersten Stunde zieht es in die Volkskammer oder den Magistrat. Christian Kind aber packt die regionale Arbeit. Ausgerechnet durch eine alte wahlrechtliche Konstruktion der nationalen Front, gelingt es den neuen demokratischen Kräften, die Wahl zu gewinnen und Christian Kind wird Bürgermeister in Lichtenberg.



Gethsemanekirche 1987

Christoph Kießig

MONTAGSGEBETE IN DER GETHSEMANEKIRCHE

WENDEPORTRÄT: ANNETTE*, 18 JAHRE, KATHOLISCH

Annette ist 1989 18 Jahre alt und wird quasi mit dem Mauerfall 19, als sie ihr letztes Lehrjahr einer Berufsausbildung mit Abitur absolviert. Sie stammt aus einer aktiven katholischen Familie aus Berlin und hat über die Dekanatsjugend und über Veranstaltungen des Erzbischöflichen Amtes für Jugendseelsorge enge Verbindungen zu anderen Jugendlichen im Bistum.

Man trifft sich und tauscht sich aus, beim Oberschüler-Unterricht oder der Stadtjugendmesse. In den meisten Gemeinden gibt es gerade im Jugendbereich gute Kontakte zu den evangelischen Nachbargemeinden. Ältere Freunde aus der Dekanatsjugend, die sie regelmäßig trifft, nehmen sie Anfang des Jahres 1989 zu einem Treffen der »Kirche von Unten« mit, die sich in den Räumen der Elisabethkirche an der Invalidenstraße trifft. Im Mai 1989 laufen hier in Zusammenarbeit mit der Umwelt Bibliothek die Ergebnisse der unabhängigen Stimmauszählung bei der Kommunalwahl zusammen. Geprägt von der herrschaftskritischen und anarchistischen Orientierung der Offenen Arbeit, ist die KvU regelmäßige Anlaufstelle für viele Jugendliche. Annette beteiligt sich mit einer Freundin aus der Schule an den Wahlbeobachtungen und bekommt in der Schule ersten Ärger wegen der dafür kopierten Flugblätter.

Als im Sommer immer mehr Flüchtlinge die DDR vor allem über Ungarn verlassen, nimmt sie regelmäßig an den Montagsgebeten und der Mahnwache in der Gethsemanekirche teil und arbeitet dort im Unterstützerkreis mit. Dort werden auch Veranstaltungen und Initiativen koordiniert. Oftmals rund um die Uhr sind die Helfer dort im Einsatz. Ein Info-Papier, das sie trotz großem Misstrauen aus dem Kreis bekommt, nimmt sie mit zur Stadtjugendmesse nach St. Hedwig, die Anfang Oktober stattfindet, um es dort zu verlesen. Zum Bedauern vieler Jugendlicher wird das Papier in der Messfeier nicht verlesen. Auch ein eigenes Friedensgebet in der Kathedrale wird es nicht geben. Viele Jugendliche reagieren mit Unverständnis und Annette wendet sich umso mehr der Arbeit und Unterstützung der Gruppen um die Gethsemanekirche zu. Dort sammeln sich von Tag zu Tag immer mehr Menschen und an den Montagabenden stehen hunderte in den Straßen um die überfüllte Kirche. In den Tagen vor dem 7. Oktober finden in der Gethsemanekirche mehrere Veranstaltungen und eine Mahnwache für die inhaftierten Republikflüchtlinge und Regimegegner statt. Für Annette ist es eine Selbstverständlichkeit, an den nächtlichen Mahnwachen teilzunehmen, da zwei Jugendliche Ihrer Kirchengemeinde beim Versuch, sich nach Ungarn »durchzuschlagen«, verhaftet wurden und nun in Bautzen einsitzen. Am 7. Oktober ist Annette mit ihrer Freundin in der KvU und erst am späten Abend vor Ort, als die schon übliche Polizeipräsenz verstärkt und das Gelände um die Kirche abgeriegelt wird.

*Anm. der Red.: Name wurde geändert

»Es lag eine ungeheure Spannung in der Luft. Wir blieben bis zum Morgengrauen im Schutz der Kirche, bevor wir uns völlig übermüdet auf den Weg nach Hause machten. Am nächsten Montag war die Gethsemanekirche zum Friedensgebet völlig überfüllt. Wir kamen aus der Kirche und der Platz bis zur Schönhauser Allee war voller Menschen. In fast allen Fenstern der umliegenden Häuser brannten Kerzen. Dieses Zeichen der Verbundenheit hatte sich in den letzten Tagen im wahrsten Sinne wie ein Lauffeuer im ganzen Land verbreitet. An diesem Tag war die Stimmung aufgeheizt. Die Teilnehmer des Friedensgebets verließen zögerlich in kleinen Gruppen den Kirchenvorplatz. Plötzlich sahen wir, wie das Wachregiment Felix Dzierzynski aufzog und schlugen uns bis zum S-Bahnhof Schönhauser Allee durch. In einiger Entfernung sah man schon die Ketten, die die Polizei bildete. Wir standen der Polizei gegenüber und leisteten friedlichen Widerstand. In diesem Moment sahen wir eine Familie mit ihren drei kleinen Kindern direkt über uns auf einem Balkon stehen und mit Wunderkerzen winken. Hinter uns bellten die Hunde, ich hatte Angst aber auch Hoffnung ... Die Polizei räumte die Schönhauser Allee und riegelte einen Teil der Dänenstraße ab. Wir standen hinter einem Kiosk an der Dänenstraße und wussten nicht, was wir machen sollten, denn die Ausgänge waren versperrt und die Polizei hatte einen Kessel gebildet, aus dem es kein Entkommen gab. Wir sahen, wie LKWs des Militärs rückwärts an die Absperrung fahren und Menschen auf die LKWs gezerrt wurden.

Hinter uns aus dem Dunkel sprach uns jemand an. Es war ein Soldat des Wachregiments Felix Dzierzynski, seinem Akzent nach kein Berliner. Er war kaum älter als wir, sah uns an und sagte, er wisse nicht, was hier genau vor sich geht, aber wir sollten machen, dass wir weg kommen. Er gab seinen Leuten ein Zeichen und wir durften durch die Sperre auf die andere Seite. Erst am nächsten Tag erfuhren wir von den unfassbaren Vorgängen in dieser Nacht. Viele Mitschüler meiner Berufsschule hatte die Polizei dort verhaftet. Alle Leute, die davon betroffen waren, wurden aufgefordert, Ihre Erlebnisse so genau wie möglich zu schildern. Diese sogenannten Gedächtnisprotokolle wurden dann kopiert und veröffentlicht.«

Noch einen Monat mit unzähligen Veranstaltungen, durchwachten Nächten, Protesten und Demonstrationen sollte es dauern, bis am 9. November die Mauer fiel.

Der nun einsetzende Run auf den Westen, das Begrüßungsgeld und den Konsumrausch empfanden Annette und ihr Mitstreiter als Verrat an ihren Ideen und all dem, was sie auf sich genommen hatten.

Alfred Herrmann

AUSSTIEG IN DIE FREIHEIT

VOR 50 JAHREN: DIE FLUCHT DER FAMILIE MOTTER AN DER BERLINER MAUER VORBEI

Als Bernhard Motter am Nachmittag des 7. Januar 1964 das Polizeirevier in der Prinzessinnenstraße in Berlin-Kreuzberg betritt, hat er eine unglaubliche Nachricht zu überbringen. Der Theologe informiert die Beamten, dass seine Eltern sowie seine drei jüngeren Brüder aus dem Ostsektor fliehen würden.



Foto: Herrmann



Foto: Herrmann

Oben: Der 76-jährige Pfarrer Bernhard Motter lebt heute in Britz/Neukölln.

Unten: Nur noch die kleinen Schilder »Berliner Mauerweg« erinnern an die fast unüberwindliche Grenze.

Als ich mitteilte, heute Abend, um 19 Uhr, kommen meine Eltern und meine Geschwister, da waren die Polizisten ganz von den Socken«, erzählt der 76-Jährige über einen Wendepunkt in seinem Leben.

Zu früh, zu gefährlich, die Polizisten hatten zahlreiche Einwände, doch der Entschluss des Ostberliner Maurermeisters Friedrich Motter und seiner Frau Helene stand felsenfest und war von Westberlin aus nicht mehr zu korrigieren. Also positionierten sich Polizei und Feuerwehr unweit des Luckauer Platzes – dem heutigen Alfred-Döblin-Platz –, so dass sie von den Grenzern der DDR nicht gesehen werden konnten, und behielten das Ostberliner Haus Sebastianstraße 1 im Blick.

Mit welchen Risiken für Leib und Leben Fluchtversuche in der Zeit nach dem Mauerbau verbunden waren, wussten die Berliner Polizisten ebenso gut wie Familie Motter. Anderthalb Jahre zuvor wurde ein Fluchttunnel vom Keller der Sebastianstraße 82 im Westen zu den gegenüberliegenden Häusern im Osten gegraben. Als die Männer den Durchbruch schafften, erwartete sie die Staats sicher-

deren Straßenseite. Sie trennte auch Bernhard Motter von seinen Eltern. Er sollte eine katholische Schule besuchen. Daher wurde der spätere Pfarrer von St. Clara in Neukölln 1947 Westberliner noch vor dem Vollzug der deutschen Teilung. Seine Eltern meldeten ihren Sohn bei den Großeltern an, so konnte er später die katholische Sankt-Marienschule in Neukölln besuchen. Gelebt hat er allerdings weiterhin bei seinen Eltern in der Sebastianstraße 1. Er wuchs im katholischen Umfeld der St. Michaelskirche auf, war Ministrant und später Oberministrant. Auch in der Pfarrei erlebte der Berliner als Grenzgänger die deutsche Teilung hautnah. Der Großteil der Katholiken der Pfarrei St. Michael kam aus Kreuzberg, die Pfarrkirche allerdings stand in Mitte und damit im Ostteil der Stadt.

1959 begann Motter mit dem Theologiestudium in Paderborn. Er wollte wie sein jüngerer Bruder Wolfgang, der als Ostberliner sein Studium für das Bistum Berlin in Erfurt begann, Priester werden. Den beiden folgte später auch der dritte der fünf Brüder, der in Düsseldorf lebte, im Priesterberuf. So teilte die innerdeutsche Grenze auch den Berliner Klerus. »Kardinal Alfred Bengsch hatte dafür ge-



Foto: Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv FreiburgW 134 Nr. 078756b Bild 1

heit. Ihr Plan wurde verraten. Die Stasi schoss unvermittelt. Ein westberliner Fluchthelfer erlag seinen schweren Verletzungen.

Die Sebastianstraße war Grenzgebiet. Die Berliner Mauer trennte seit dem 13. August 1961 die Kreuzberger Häuser auf der einen Straßenseite von jenen in Mitte auf der an-

Das Haus Sebastianstraße 1 an der Berliner Mauer:

Aus der zweiten Etage flüchteten die Motters.

Das Fenster an der Eckschräge wurde durch die Grenzorgane vermauert.

Durch das Fenster rechts daneben, das erste oberhalb der Luckauer Straße, konnte die Familie am 7. Januar 1964 unbehelligt in die Freiheit hinabsteigen.

sorgt, dass sich Priester aus West und Ost treffen konnten. Im Katharinenkloster gab es geistliche Veranstaltungen. Einmal im Jahr kamen wir zu einem Gemeinschaftstag zusammen, oft eine Dampferfahrt, um uns nicht aus den Augen zu verlieren.« Später sorgte Motter wie viele westberliner Priester für einen Mitbruder im Ostteil, traf sich mit ihm, schickte ihm Pakete und verwaltete dessen DM-Konto, das jeder Priester aus dem Ostteil für Beihilfen aus dem Westen hatte.

Seit dem Mauerbau konnte Motter die elterliche Wohnung nur noch mit einer Sondergenehmigung der DDR besuchen, die sein Vater oder seine Mutter bei den Behörden beantragen mussten. Die Wohnung lag plötzlich im Sperrgebiet. »Durch unsere Wohnung verlief die Mauer«, beschreibt Motter die tragische Situation. Das Haus »Sebastianstraße 1« stand als Eckhaus direkt auf der Grenze. Während der Eingang im Ostteil der Stadt lag, verlief an der Hauswand zur Luckauer Straße die innerdeutsche Grenze. »Wenn ich aus dem Fenster des Zimmers an der Luckauer geschaut habe, war mein Kopf im Westen und mein Hintern im Osten«, schmunzelt der Priester heute. Das hatte allerdings mit dem Bau der Mauer ein Ende. Die Tür zu jenem Zimmer, dessen Fenster in den Westsektor zeigten, mauerten die Grenzorgane kurzerhand zu. Das Fenster im elterlichen Schlafzimmer, das gen Westteil zeigte, wurde ebenfalls mit Ziegeln verschlossen, nur das Fenster zur Sebastianstraße mit Blick auf die wenige Meter entfernte Berliner Mauer blieb offen.

Einige Hausbewohner verließen entnervt die Sebastianstraße 1. Zu beschwerlich wurde das Leben. Spontane Familienfeiern waren unmöglich. Für jeden Besucher musste eine Sondergenehmigung beantragt werden. Unangekündigte Kontrollgänge der Grenzer waren zu ertragen. Stets blieben die Bewohner der Willkür des Staates ausgesetzt. Das hielten viele nicht aus. Auch der DDR-Staat war unglücklich über diese Situation, konnte er doch keine Staatsbürger als permanente Zeugen seiner perfiden Grenzüberwachung mit Schießbefehl dulden. So eröffnete

er in einer Versammlung den Bewohnern, dass das Haus im Januar 1964 entmietet werden sollte. Drei Wohnungsvorschläge lehnte Familie Motter ab, zu abgelegen oder zu teuer, begründete der Vater. Und so blieben sie über den Neujahrstag hinaus im Haus wohnen. Der Druck auf die Familie stieg.

Insgeheim hatten sie gehofft, dass sich die Situation nach dem Mauerbau wieder entspannen würde, die Mauer nur eine kurzfristige Initiative der DDR sei, wie sie es schon einmal mit den provisorischen Grenzanlagen nach dem 17. Juni erlebt hatten. Dass sie nun ihre Wohnung aufgeben sollten, das war für die Motters das endgültige Signal, dass sich an der deutsch-deutschen Teilung in nächster Zeit nichts mehr ändern würde. Gleichzeitig spürten sie die Repressionen gegen Katholiken. Ihre beiden jüngsten Söhne konnten keine katholische Schule besuchen, durften kein Abitur machen, wenn sie sich der FDJ und der Jugendweihe verschlossen. Auch ob Friedrich Motter das kleine Maurerunternehmen, das er mit seinem Bruder betrieb, noch lange privat führen durfte, war unsicher.

Die Familie zog ihre eigenen Konsequenzen, solange sie noch über einen außergewöhnlichen Ausweg verfügte. Das Schlafzimmer der Eltern besaß ein Fenster mit Blick auf die Berliner Mauer und ein durch die Grenzorgane vermauertes Fenster zur Luckauer Straße, so die offizielle Version. Jedoch beim Einzug in die Wohnung Anfang der 50er Jahre erfuhr Friedrich Motter durch seinen Vormieter von einem dritten Fenster. Es zeigte ebenfalls auf die Luckauer Straße und war von Ostberlin nicht einsehbar, fern sämtlicher Schusslinien der Grenzpolizei. Allerdings hatte es der Vormieter mit Gipspappplatten verschlossen und übertapeziert, um seine Möbel besser stellen zu können. Motters beließen alles so, als sie einzogen. Nun stand das Elternbett vor der provisorischen Wand.

Am 7. Januar, Punkt 19 Uhr, verbarrikadierte Friedrich Motter die Wohnungstür, riss, als Maurer in diesen Dingen erfahren, die Gipspappe von der Wand und legte so das Fenster in die Freiheit frei. An zwei Stricken wurden zunächst die beiden jüngsten Söhne die elf Meter auf den Westberliner Bürgersteig hinabgelassen, wo sie Bernhard Motter, die Polizei und die Feuerwehr erwarteten. Dann folgte die Mutter, die sich in der Aufregung beim Sturz aus drei Meter Höhe den Fußknöchel brach. Zum Schluss folgten Wolfgang Motter und Vater Friedrich Motter. Binnen zehn Minuten waren die fünf Familien-Mitglieder in Freiheit.

Erst am späten Abend entdeckte die Ostberliner Grenzpolizei den Ort des Geschehens. Durch die Bewegungen von Feuerwehr und Polizei in der Luckauer Straße aufgeschreckt, durchsuchten sie das Gebiet. Die von Familie Motter verrammelten Haus- und Zimmertüren durchbrachen sie jedoch erst gegen 22.15 Uhr.



Foto: Herrmann

Sebastianstraße heute: Heute befindet sich an der Stelle, an der vor mehr als 50 Jahren Motters den Sprung in die Freiheit wagten, eine Brache.

25 Jahre Berliner Mauerfall

Beiträge der Katholischen Kirche in Deutschland

Eine Ermutigung zum Atmen mit beiden Lungenflügeln



SAMSTAG, 8. NOVEMBER 2014

DISKUSSIONSVERANSTALTUNG

in der Katholischen Akademie Berlin

10.00 Uhr

Begrüßung und Einführung: Kardinal Reinhard Marx,
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

10.30 Uhr

»Der Fall der Berliner Mauer und seine Folgen«

Podiumsgespräch mit Kardinal Karl Lehmann
(*Bischof von Mainz*),

Staatssekretär David Gill

(*Chef des Bundespräsidialamts*),

Bischof Dr. Tomo Vukcic

(*Militärbischof in Bosnien-Herzegowina*),

Dr. Jerzy Marganski

(*Polnischer Botschafter*).

Moderation:

Christoph Strack

(*Deutsche Welle Berlin*)

12.00 Uhr

Mittagessen

13.30 Uhr

»Das Ende des Kommunismus. Anfang von was?«

Europäische Perspektiven

Podiumsgespräch mit

Prof. Myroslav Marynovych

(*Stellv. Rektor der Griechisch-Katholischen Universität, Lemberg*),

Prof. Dr. Wladyslaw Bartoszewski

(*Staatsekretär, Warschau*),

Freya Klier

(*Schriftstellerin, Berlin*),

Prof. em. Dr. Hans-Joachim Meyer

(*ehem. Präsident des ZdK, Berlin*).

Moderation: Dr. Gerhard Albert

(*Stellv. Geschäftsführer Renovabis, Freising*)

15.00 Uhr

Kaffeepause

15.30 Uhr

»Mit beiden Lungenflügeln atmen.

Europäische Erfahrungen und Perspektiven

25 Jahre nach dem Mauerfall. Ecclesia in Europa«

Einführung: Reinhard Kardinal Marx Im Gespräch mit
Dr. Wolfgang Schäuble angefragt

(*Bundesfinanzminister, Berlin*),

Bischof Dr. Boris Gudziak

(*Ukrainisch-Katholische Kirche des byzantinischen Ritus, Paris*).

Moderation: Dr. Patrick Schwarz

(*Die ZEIT, Hamburg*)

17.00 Uhr

Ende der Diskussionsveranstaltung

18.00 Uhr

Eucharistiefeier in der St. Hedwigskathedrale

SONNTAG 9. NOVEMBER 2014

FESTLICHES KONZERT

in der St. Hedwigs-Kathedrale

19.00 Uhr

»Danket ihm und rühmet seine Güte!«

Konzert zum Jahrestag des Mauerfalls.

LOBGESANG von Felix Mendelssohn Bartholdy

Chor der St. Hedwigs-Kathedrale Berlin

Geistliches Wort:

Weihbischof em. Wolfgang Weider

Veranstalter:

Deutsche Bischofskonferenz

Anmeldung:

Haus der deutschen Bischöfe

Herrn Dr. Jörg Lüer

Hannoversche Str. 5

10115 Berlin

Alfred Herrmann

FÜR DIE ZUKUNFT DES GLAUBENS IN VORPOMMERN

DIE PFARREI ST. JOSEPH IN GREIFSWALD IN DER FINDUNGSPHASE

»Es soll sich etwas entwickeln, was auch wirklich Bestand hat, bei dem die Leute in der Gemeinde sagen: ›Damit können wir als Christen in Vorpommern auch in Zukunft gut leben.« Pfarrer Frank Hoffmann zeigt sich zufrieden, wenn man ihn auf den Start der Findungsphase in seiner Pfarrei anspricht. Die Katholische Propsteigemeinde St. Joseph in Greifswald hat sich den Pastoralen Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« auf ihre ganz eigene Weise zu eigen gemacht.

Pfarrer Hoffmann betrachtet seine 2.480 Katholiken umfassende Gemeinde als einen Sonderfall in Vorpommern. Universität, Universitätsklinik, Max-Planck-Institut und Friedrich-Löffler-Institut haben viele Zuzügler in die Stadt gebracht, darunter zahlreiche Katholiken, die die Pfarrei verändert haben. Die katholischen Christen aus ganz Deutschland entwickelten ein vielgestaltiges Gemeindeleben. Zahlreiche Gruppen und Kreise, vom Frühschoppen und Glaubensabenden über Kolpingfamilie, Pfadfinder und Rosenkranzgruppe hin zu Besuchskreisen, Ökumenischer Frauengruppe und der Jugendgruppe Teatime, in denen sich Menschen allen Alters engagieren, zeugen davon.

Daher fiel es der Gemeinde leicht, sich in den Pastoralen Prozess aktiv einzubringen. Im ersten Jahr der Findungsphase entwickelte sie zunächst eine Struktur als Aus-

gangsbasis für die inhaltliche Arbeit, die nun im Herbst begonnen hat. Mit dem Start der Findungsphase vor einem Jahr bildete sich auf Initiative des Pfarrgemeinderates die »Arbeitsgruppe: Wo Glauben Raum gewinnt«. Er bekommt vom Pfarrgemeinderat seine Arbeitsaufträge und berichtet diesem regelmäßig über die Arbeitsfortschritte. »Im Arbeitskreis engagieren sich 13 Männer und Frauen, vom Land und aus der Stadt, zwischen Anfang 30 und Mitte 70, alteingesessene Greifswalder und Zugezogene, der Kaplan und der Regionalleiter der Caritas in Vorpommern. Sie bilden einen guten Querschnitt der Pfarrei.« Pfarrer Hoffmann betrachtet es als Vorteil, dass fast die Hälfte der Mitglieder der Arbeitsgruppe von Berufs wegen eine große Kompetenz mitbringt, komplexe Prozesse zu initiieren und zu leiten.

Die Arbeitsgruppe stellte als erstes, so Pfarrer Hoffmann, eine breite Beteiligung der Gemeinde sicher. Jede der zahlreichen Gruppen und Kreise der Pfarrei musste eine Ansprechperson bestimmen, die nun mit der Arbeitsgruppe in Kontakt ist. Im Eingang der Kirche steht eine Litfaßsäule mit sämtlichen Informationen zum Prozess sowie einem Briefkasten für Kritik, Anregungen, Gedanken und Anfragen. Über die Grenzen der Pfarrei hinaus nahm die Gemeinde mit ihren Nachbarpfarreien ersten Kontakt auf. Auf dem 2. Ökumenischen Kirchentag Vorpommern in Stralsund informierte sie ihre christlichen Nachbarn anderer Konfession, was sich im Erzbistum alles verändern wird.

Neben der Beteiligungs- und Kommunikationsstruktur erarbeitete die »Arbeitsgruppe: Wo Glauben Raum gewinnt« für die nun beginnende inhaltliche Auseinandersetzung erste Grundlagen wie eine differenzierte Sozialraumanalyse. »Die Gruppe hat eigene Karten erstellt, auf denen unter anderem ersichtlich wird, wie die Altersverteilung in



Pfarrer
Frank Hoffmann

Foto: Walter Wetzler



Foto: Erell

*Kirche St. Joseph
in Greifswald*

den Ortschaften in Vorpommern aussieht oder welche Strecken katholische Christen zurücklegen müssen, wenn sie in einen Gottesdienstort wollen«, erklärt Pfarrer Hoffmann.

Die Pfarrei St. Joseph in Greifswald versteht den Pastoralen Prozess als geistlichen Prozess. Sie betrachtet das Gebet der Gemeinde als fundamentale Stütze für sein Gelingen. Auf überall ausliegenden Gebetskarten stehen daher ein selbst formuliertes Gebet der Gemeinde sowie das Gebet des Erzbistums. Für das letzte Septemberwochenende organisierte die Arbeitsgruppe eine Rosenkranzandacht mit Impulsen zum Thema »Wo Glauben Raum gewinnt«. Neben den Katholiken von Greifswald waren auch die Nachbarpfarreien des Dekanats eingeladen. »Wir wollen damit zeigen«, meint Pfarrer Hoffmann, »dass wir keinesfalls unter dem Deckmäntelchen des Pastoralen einfach nur die Organisationsstrukturen verändern. Sondern wir wollen den Menschen vermitteln: Der Pastorale Prozess soll die Kirche in Vorpommern stärken. Es geht nicht um Abriss, sondern um eine Zukunft für den Glauben in dieser Region.«

Die rührige Pfarrei kennt insbesondere eine Herausforderung, vor der sie im Pastoralen Prozess steht. Ihr Schwerpunkt liegt zwar in Greifswald. In der Stadt leben 1.700 der 2.480 Katholiken. Knapp ein Drittel wohnt jedoch auf dem Land in einer extremen Diasporasituation mit weiten Wegen und kaum spirituellem Gemeinschaftsleben. Als unbegründet bezeichnet Pfarrer Hoffmann etwaige Ängste der Katholiken vom Land. »Niemand hat die Idee, ihnen ihre kirchlichen Orte abzusprechen, niemand möchte, dass nur sie sich bewegen.« Seine Maxime ist: Die vielen katholischen Christen in der Stadt müssen raus zu

den Glaubensgeschwistern auf dem Land, um so ihre Verbundenheit zum Ausdruck zu bringen. So fahren schon heute die Ministranten von Greifswald in die Filialkirche im 20 Kilometer entfernten Gützkow zur Messe. In Görmin feierten die Gläubigen der Pfarrei Greifswald eine Marienandacht in der evangelischen Kirche. »In Görmin lebt eine einzige katholische Familie. Es stärkt die Menschen ungemein in ihrem Glauben, wenn sie sehen, sie sind nicht allein, die Gemeinschaft kommt und es geschieht sogar etwas Liturgisches vor Ort.« Dass im 25 Kilometer entfernten Brandshagen nur 12 bis 15 Katholiken zur monatlichen Messe in die evangelische Kirche kommen, beschäftigte im vergangenen Jahr das Pastoralteam. Sie überlegten sich, wie sie den Gottesdienstort stärken können: »Seit diesem Jahr gibt es nun in Brandshagen die ‚Sommerfrische‘. Nach der Eucharistiefeier trinken wir zunächst einen Kaffee und machen anschließend einen Ausflug zu einem attraktiven Ziel. Eingeladen wird die ganze Pfarrei.« Das neue Format hatte Erfolg. Zu den ersten drei Terminen kamen jeweils mehr als 30 Gläubige mit ihren Kindern.

Pfarrer Hoffmann verlangt mehr Kreativität, was die Gestaltung des kirchlichen Lebens in der Flächendiaspora betrifft. Er möchte spirituelle Orte auf dem Land erhalten und neue beleben. Dafür ist er bereit, selbst viel Herzblut zu geben. »Der Pfarrer hat es leichter, zu fahren, als eine ganze Gemeinde. Und bevor wir sagen, die Leute können nicht mehr Eucharistie feiern, wäre es doch eine Möglichkeit, den Pfarrer flexibler zu machen und ihn von anderen Aufgaben zu entlasten, für die es keinen Mann mit Priesterweihe braucht.«

Pfarrer Hoffmann ist überzeugt, dass längst noch nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft sind, und nennt selbst zwei Beispiele. Er schlägt ein Wohnmobil für den Pfarrer vor, vom Bonifatiuswerk mitfinanziert. »Mit einem Wohnmobil wäre ich flexibel in der Pfarrei unterwegs und könnte auch nach dem Gottesdienst vor Ort bei den Menschen bleiben und müsste nicht gleich wieder zurück nach Greifswald.« Seine andere Idee ist ein 30-Mann-Bus. »Der fährt sonntags vor der Messe seine feste Runde. Im Bus können die Leute bei Kaffee und Croissants schon mal plaudern.« Geht es nach Pfarrer Hoffmann, finanziert sich ein solcher Bus durch Vermietung unter der Woche von selbst.

Pfarrer Hoffmann verlangt ein wenig mehr Phantasie und Optimismus, um die Botschaft des Evangeliums in neuen Pastoralen Räumen zu leben. Er verlangt, die geistigen Räume zu weiten, um die weiten Pastoralen Räume mit Leben zu füllen, um den Glauben in der Gemeinde zu stärken und um als Kirche für Außenstehende attraktiv zu werden. Der Priester ruft daher seine Katholiken auf, selbst den Prozess zu gestalten. »Die Gemeinde bleibt stets die Gemeinde der Leute. Sie müssen bestimmen, wie ihre Kirche der Zukunft aussehen soll. Ich, der Pfarrer, bin nur eine gewisse Anzahl von Jahren hier. Daher unterstütze ich gerne die Gemeinde in diesem Prozess und begleite sie. Doch ihre Kirche bauen, müssen sie selbst.«

Kartenausschnitt:
Pfarrei Greifswald
und umliegende
Gemeinden



Alfred Herrmann

ZUR NEUTRALITÄT VERPFLICHTET

JOHANNES MOTTER MODERIERT DIE ENTWICKLUNGSPHASE IN REINICKENDORF-NORD

Vor Beginn der Sitzung sah sich Johannes Motter einigen skeptischen Blicken ausgesetzt. So mancher fragte sich, was Motter beim Start der »Entwicklungsphase« in Reinickendorf will. »Nachdem ich mich vorgestellt habe, spürte ich, viele haben verstanden: »Der kann uns helfen«, berichtet er vom 25. September, an dem zum ersten Mal der »Gemeinsame Ausschuss« im Pastoralverbund Reinickendorf Nord zusammenkam.

Johannes Motter ist der Erste im Erzbistum Berlin, der seine Arbeit als Moderator innerhalb des Pastoralen Prozesses »Wo Glauben Raum gewinnt« aufgenommen hat. Mit dem Pastoralverbund Reinickendorf Nord startete er im September in die »Entwicklungsphase«. Aufgrund des schon bestehenden Pastoralverbundes der Pfarreien Maria Gnaden (Hermsdorf), St. Hildegard (Frohnau) und St. Martin (Märkisches Viertel) konnten die drei Gemeinden als Erste im Erzbistum die Arbeit an der Entwicklung eines Pastoralen Raumes aufnehmen. »Ich übernehme eine neutrale Funktion. Weder bin ich für Entscheidungen zuständig noch vom Ordinariat als deren Vertreter geschickt, sondern ich bin ein neutraler Moderator, der alle Seiten verbinden soll«, erklärt Motter seine Position.

In seiner Funktion moderiert er die Sitzungen des »Gemeinsamen Ausschusses«. Darin erstellen Vertreter der Gremien der Pfarreien sowie die Vertreter der Orte kirchlichen Lebens ein für die Zukunft tragfähiges Pastoralkonzept für den künftigen Pastoralen Raum. Verschiedene

Themenbereiche der Gemeindearbeit, unterschiedliche Interessen und Wünsche der Beteiligten, zwingende Struktur- und Finanzfragen müssen in den nächsten Monaten in diesem Gremium erörtert werden. Motter bereitet mit dem Pfarrer und dem Verwaltungsleiter, der den »Gemeinsamen Ausschuss« inhaltlich leitet, die Sitzungen vor. Er behält die vom Ausschuss gesetzten Ziele im Blick und bemüht sich darum, dass die verabredeten Termine und Fristen eingehalten werden. Er kümmert sich um die Kommunikation zwischen den Ausschussmitgliedern, mit Unterausschüssen und zum Ordinariat.

Eigentlich arbeitet Motter als Gemeindereferent der Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Berlin-Kladow. Seit 1. Juli fährt er regelmäßig die 30 Kilometer in den Berliner Norden. 25 Prozent seiner Arbeitszeit investiert er in seine neue Tätigkeit. Motter liebt es, über den Tellerrand des eigenen beruflichen wie örtlichen Umfelds hinauszublicken. So meldete sich der 32-Jährige sofort, als die Stabsstelle für den Pastoralen Prozess im Erzbischöflichen Ordinariat Frauen und Männer im kirchlichen Dienst suchte, um Pfarreien in der Entwicklungsphase zu begleiten. Schon im Bistum Magdeburg, wo er direkt nach seiner Ausbildung gearbeitet hatte, sammelte er gute Erfahrungen mit Moderatoren. Auch das Berliner Nachbarbistum setzte Moderatoren ein, als im Jahr 2005 im Rahmen eines Pastoralen Prozesses neue Gemeindeverbände entwickelt wurden.



Foto: Herrmann

Der Moderator
im Pastoralverbund
Reinickendorf Nord:
Johannes Motter

Seinen Weg zum Moderator begann Motter im vergangenen Herbst, als er mit neun Kolleginnen und Kollegen eine dreitägige Fortbildung bei Pater Thomas Grießbach absolvierte. Der Dominikaner und Wirtschaftsmediator übernimmt für das Erzbistum Berlin die Ausbildung, so wie er es schon für das Erzbistum Hamburg übernommen hatte. Insgesamt werden 30 Moderatoren für den Pastoralen Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« benötigt. Sieben haben den Kurs schon absolviert, nicht nur Männer und Frauen aus dem pastoralen Dienst, auch Verwaltungsmitarbeiter, Diakone, Lehrer haben sich schon gemeldet. »Der Kurs besteht aus ungefähr einer Stunde Theorie und sonst aus praktischen

von einem großen Themenbereich über die Differenzierung in Einzelprobleme über die Findung von Lösungsansätzen zu einer Entscheidung und zur Umsetzung gelangt.«

Wichtigste Wesenseigenschaft eines Moderators, so Pater Grießbach, sei dessen Neutralität. »Während der Leiter des ‚Gemeinsamen Ausschusses‘ für den Inhalt der Verhandlungen verantwortlich ist, übernimmt der Moderator ausschließlich für die Form die Verantwortung. Der Moderator präsentiert die Inhalte, die besprochen werden müssen, auf eine Weise, dass sie vom Ausschuss ergebnisoffen diskutiert und zügig entschieden werden können.« Als prominenten



St. Hildegard in Frohnau: neben Maria Gnaden in Hermsdorf und St. Martin im Märkischen Viertel ist sie die dritte Pfarrkirche im Pastoralen Raum Reinickendorf Nord

Foto: Herrmann

Übungen. Dabei lernen Moderatoren das Zuhören in kleineren und größeren Gruppen, das Erkennen von Interessen, die hinter festen Positionen der Verhandlungspartner liegen. Es geht um Fragen: Wie gebe ich der Gruppe eine Rückmeldung ohne wertend zu sein und befördere trotzdem den Fortschritt der Verhandlungen? Wie schaffe ich hilfreiche personale Beziehungen unter den Verhandlungspartnern?« Pater Grießbach spricht davon, Ursachen von Konflikten frühzeitig zu erkennen, er spricht von Gesprächsrhetorik und der Fähigkeit, Themen sauber und ergebnisorientiert zu strukturieren. »Die vielleicht wichtigste Aufgabe eines Moderators ist die Gesprächsorganisation. Er muss wissen, welche Moderationsmethoden er anwenden kann, um

tes Beispiel nennt der Dominikaner die Rolle des Bundestagspräsidenten: »Ein Bundestagspräsident darf inhaltlich nichts sagen. Er ist allein für die Form und den Ablauf der Debatten im Deutschen Bundestag zuständig, damit eine ergebnisoffene und kultivierte Diskussion trotz unterschiedlichster Positionen möglich ist.«

Sich nicht inhaltlich einzumischen, sei das oberste Gebot eines Moderators, auch wenn es den in der Pastoral erfahrenen Kräften manchmal schwer fallen mag. »Gruppen lassen sich nicht manipulieren. Das fliegt auf, und dann muss ein Moderator ausgetauscht werden«, meint daher Grießbach. Er weiß aber auch, dass es trotz Neutralität immer wieder passieren kann, dass dem



Foto: Herrmann

ein oder anderen etwas Wertendes herausrutscht. Wem das passiere, müsse sich umgehend dazu bekennen, dass er sich inhaltlich eingemischt habe. Nur so sei seine Glaubwürdigkeit aufrecht zu erhalten.

»Die Moderatoren entwickeln eine mehr oder wenige starke Motivation für die Inhalte. Sie überschreiten jedoch immer dann eine Grenze, wenn sie sich zu stark mit den Inhalten identifizieren. Dann wird es für ihn schwer, wieder die Außenperspektive einzunehmen.« Dass ein Moderator in die Versuchung kommt, sich inhaltlich einzumischen, das sieht auch Christiane Bente als ein Risiko. Die Leiterin der »Stabsstelle Pastorale Entwicklung« im Erzbistum Hamburg begleitet die Moderatoren im Pastoralen Prozess ihrer Erzdiözese. Schon seit 2010 gehen die Katholiken im Berliner Nachbarbistum einen ähnlichen Weg, wie er nun auch im Erzbistum Berlin besritten wird. Drei neue Pfarreien sind mittlerweile entstanden. Bente sieht, wie Moderation vielfach gelingt, erlebte aber auch vereinzelt, dass sie scheiterten kann.

Ein Risiko für einen Moderator sieht Bente auch in unvernünftigen Verhandlungspartnern. Beteiligte des Entwicklungsprozesses versuchten immer wieder einmal den Moderator zu beeinflussen, um ihn auf ihre Seite zu ziehen, berichtet sie aus mehrjähriger Erfahrung. »Der Moderator muss stets betonen: ich bin dafür da, dass alle Beteiligten zu Wort kommen. Er muss Anwalt aller sein.« Wenn ein Moderator spürt, dass Handlungsträger Verantwortung an ihn abgeben und ihn somit aus seiner neutralen Rolle herausholen möchten, finde er in der Fachstelle Pastoraler Entwicklung im Ordinariat eine Stelle der Beratung und Begleitung, so Bente. Wie in Hamburg treffen sich auch im Erzbistum Berlin die Moderatoren bis zu fünf Mal im Jahr, um sich auszutauschen. Sie besprechen Einzelfälle und schwierige Situationen. Zudem werden sie durch die Stabsstelle »Wo Glauben Raum gewinnt« kontinuierlich betreut. Mit Markus Papenfuß, dem Stellvertretenden Leiter, haben sie einen permanenten Ansprechpartner. Außerdem verfügt jeder Moderator über einen ruhenden Stellvertreter. Dieser zweite Moderator liest alles mit und kann jederzeit einen Entwicklungsprozess übernehmen.

Johannes Motter freut sich auf die kommenden Monate. Er möchte die Zeit nutzen, um unter anderem einen Einblick in einen anderen Pastoralen Raum zu gewinnen. Er erhofft sich Erkenntnisse für die Arbeit in seiner Gemeinde, die selbst in der Findungsphase steckt. »Durch die Tätigkeit als Moderator weitet sich mein Blick für den Pastoralen Prozess in meiner eigenen Gemeinde.«



Foto: Herrmann

Oben: St. Martin im Märkischen Viertel.
Unten: Maria Gnaden in Hermsdorf.

»STERBEN – FRAGEN ZUR LETZTEN LEBENSPHASE«

ÄRZTE-EMPFANG ZU EINER AKTUELLEN FRAGE



Foto: Walter Wetzler

Wenige Tage bevor Kardinal Rainer Maria Woelki in Köln als neuer Erzbischof eingeführt wurde, hatte er am 10. September 2014 zum Empfang für Ärztinnen und Ärzte in die Katholische Akademie eingeladen. Über 300 Mediziner, Seelsorger, Pflegende und Verantwortungsträger nahmen die Einladung des scheidenden Berliner Erzbischofs an, um mit ihm Fragen der Sterbebegleitung und der Palliativmedizin zu diskutieren.

In seiner Begrüßung setzte sich der Kardinal für einen verbesserten Zugang und einer ausreichenden palliativen

Versorgung ein – auch in den ländlichen Gebieten. In Deutschland – so der Kardinal – nehmen die Forderungen nach einem legalen, ärztlich begleiteten Suizid zu. Erst jüngst wurde darüber berichtet, dass Menschen in die Schweiz reisen, um aufgrund einer schweren Erkrankung ihrem Leben ein Ende zu setzen unter Inanspruchnahme von Sterbehilfeorganisationen. Die Erfahrungen in den Hospizdiensten zeigen dagegen, dass vielen Menschen durch eine gute Betreuung in ihrer letzten Lebensphase die Angst vor dem Sterben genommen werden könne. Die Kirche will hier ein klares Zeichen setzen und baut den Bereich der Palliativmedizin und der Sterbebegleitung in ihren Einrichtungen aus. Ein Beispiel dafür ist die am selben Tag eröffnete Palliativstation im St. Hedwig-Krankenhaus in Berlin-Mitte.

In einer Talkrunde mit der Caritasdirektorin Prof. Dr. Ulrike Kostka diskutierten anschließend der Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe, die Franziskanerin Hannelore Huesmann, der Arzt Dr. Michael de Ridder mit dem Kardinal. Wir dokumentieren Auszüge aus dem Statement des Ministers und den Diskussionsbeiträgen.

*Kardinal Woelki und
Bundesgesundheitsminister Gröhe*



Foto: Walter Wetzler

»... NICHT DEM LEBEN TAGE, SONDERN DEN TAGEN LEBEN GEBEN.«

Statement von Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe

Ich habe sehr gerne die Einladung Ihres scheidenden Erzbischofs zu diesem Empfang wahrgenommen. Wenn wir in den letzten Wochen manche Diskussion über menschnahe Sterbebegleitung erlebt haben, dann zeigt sich: Das ist ein Thema, welches in besonderer Weise geeignet ist für einen Empfang des Erzbischofs für Ärztinnen und Ärzte und andere, die in der Krankenhauseelsorge und in der Pflege arbeiten. Es ist gut, wenn Kirche, Medizin und Pflege sich mit ihren Fragen, mit ihren Antworten ins intensive Gespräch miteinander begeben. Und deswegen bin ich heute Abend besonders gerne bei Ihnen. Kardinal Woelki sprach die Eröffnung der Palliativstation im traditionsreichen St-Hedwigs-Krankenhaus an. Ich komme gerade von der Eröffnung dieser Palliativstation, die nicht nur einem 165 Jahre alten katholischen Krankenhaus in dieser Stadt gut zu Gesichte steht, sondern sicher auch zur viel älteren Tradition der Alexianer-Brüder, Kranke und Sterbende zu begleiten, gut passt.

Aber etwas anderes ist besonders wichtig: Ich glaube, dass wir in der Kirche wie in der Politik Glaubwürdigkeit für eine normative Debatte nur haben, wenn wir uns auch im konkreten Tun an die Seite der Sterbenden und ihrer Angehörigen stellen. Sonst ist es blutleer, gleich ob es in der Kirche oder der Politik stattfindet. Wenn wir die Frage stellen: »Welche Form von Hilfe wünschen sich Schwerstkranke und Sterbende oder Menschen, die sich im Blick auf diese letzte Lebensphase darüber Gedanken machen?«, und wenn diese dann – verzeihen Sie, wenn ich das so konkret sage – vom Kardinal oder vom Gesundheitsminister nur eine theologische oder eine juristische Norm hören, dann muss vielmehr am Anfang die Frage stehen: »Wie begleiten wir Menschen in dieser Situation?«

Und da komme ich sehr gerne zu diesem Empfang, wenn ich vorher sehr konkret erlebt habe: In einem katholischen Krankenhaus wird eine Palliativstation aufgebaut, weil man sich selbst in die Pflicht nimmt, nämlich dem, was Menschen an Ängsten am Lebensende umtreibt, mit einem medizinisch qualifizierten, menschlich zugewandten Angebot zu begegnen. Und deswegen steht für mich, wiewohl das die Kontroverse derzeit bestimmen mag, in dieser Frage die Strafrechtsdiskussion eher am Ende. Sie ist wichtig, weil auch darin Wertentscheidungen einer Rechtsordnung zum Ausdruck kommen. Aber am Anfang steht die Frage: »Was brauchen Menschen in den letzten Lebensmonaten, letzten Lebenstagen, letzten Lebens-

stunden?« Und da haben wir in diesem Land in den letzten Jahren viel erlebt und die Politik muss sicher bekennen, dass die Hospiz-Bewegung, aus England kommend, eine gleichsam zivilgesellschaftliche Antwort auf die Not von Sterbenden und Angehörigen war, die sich dann ausbreitete. Die ersten Hospize, die praktisch ausschließlich auf Spendenmitteln aufbauten, haben dann im Ringen um dieses Angebot und mit dem Nachweis ihrer Leistungsfähigkeit auch in der Politik eine angemessene Unterstützung eingefordert. Diese hat die Politik – zum Glück im großen parteiübergreifenden Konsens – in den letzten

*»Ich möchte, dass wir alles tun,
damit Menschen darauf vertrauen können,
dass sie an der Hand eines Menschen sterben,
aber nicht durch die Hand eines anderen.«*

Jahren zunehmend geschaffen: im Sinne einer besseren Finanzierung der Hospizarbeit durch die gesetzlichen Krankenversicherungen, in der Schaffung der spezialisierten ambulanten Palliativversorgung, in der allgemeinen Palliativversorgung, in Änderungen am Betäubungsmittelrecht, die wichtig waren für eine angemessene Therapie. Auch wurden wichtige Schritte gegangen in Richtung Palliativmedizin als Pflicht- und Prüfungsfach in der medizinischen Ausbildung.

Wir wollen diesen Weg fortsetzen und wir wissen, dass wir da noch zu tun haben – weil es weiße Flecken in der Versorgung gibt, auch weil manches dauert. Die Vereinbarung der Vertragspartner der Selbstverwaltung über die ärztliche Honorierung hat es im Oktober des letzten Jahres vermocht, für die allgemeine Palliativversorgung die entsprechenden Vergütungsregelungen zu finden. Also da dauert manches lange. Die Verankerung als Pflicht- und Prüfungsfach führt erst bei den jetzt die Hochschulen Verlassenden dazu, dass das die Palliativmedizin selbstverständlicher Bestandteil der Ausbildung war. Bei schon praktizierenden Ärztinnen und Ärzten muss versucht werden, diesen Bereich in der Weiterbildung nachzuholen. Da ist viel passiert, aber es ist auch noch viel zu tun. Da ist viel passiert, über das wir die Menschen aufklären müssen, weil es Ängste nimmt. Menschen müssen nicht befürchten, gegen ihren Willen sozusagen einer Medizin

ausgeliefert zu sein, die besessen wäre, nur Lebenssekunden aneinander zu addieren, um möglichst maximale Ausdehnung des Lebens zu erreichen. Nein, es gilt der Patientenwille, der durch Rechtsprechung und Gesetzgebung zur Patientenverfügung klar gemacht wurde. Menschen können sagen, diese oder jene Behandlung will ich, diese nicht mehr.

Das bindet ärztliches Handeln. Menschen sollten mit ihren Angehörigen sprechen, was ihre Vorstellungen sind, wie sie sterben wollen. Meiner Überzeugung nach auch im Hinblick auf eine eventuelle Vorsorgevollmacht, wobei diese natürlich eine besondere Vertrauensbeziehung und eine Beschäftigung in der Familie mit diesen Fragen voraussetzt.

In der Palliativmedizin wissen wir heute längst, dass es zulässig ist, – die Bundesärztekammer hat dies in ihren Grundsätzen zur ärztlichen Sterbebegleitung 2011 noch einmal ausdrücklich festgehalten – schmerzlindernde Mittel zu verabreichen, selbst wenn dabei eine lebens-

»Die Rechtsordnung nimmt sich schweigend zurück vor dem Drama der Selbsttötung.«

verkürzende Nebenfolge in Kauf genommen wird. Das entspricht dem Denken von Cicely Saunders, der Pionierin der Hospizbewegung, die dies schöne Formulierung gefunden hat, dass »es nicht darum geht, dem Leben Tage, sondern den Tagen Leben zu geben.« Es geht nicht um eine Maximalausdehnung. Denn Palliativmedizin ist kein passives Geschehen-Lassen, sondern ist die aktive Gabe beispielsweise hochkonzentrierter schmerzlindernder Mittel, die in Kauf nimmt, dass eine z.B. Herz-Kreislauf-Belastung das Risiko einer lebensverkürzenden Nebenwirkung nach sich zieht. Insofern ist heute nicht die Frage nach »aktiv – passiv« die richtige Formulierung, sondern die Fra-

ge: Was ist die Intention des Handelns? Will ich Schmerz lindern und ist das andere unvermeidlich? Oder will ich eine aktive Lebensbeendigung – dann ist dies in Deutschland unzulässig. Mir liegt jetzt besonders am Herzen – auch in der Debatte um die Zukunft der Pflege –, die Verankerung der Hospiz-Kultur und der Palliativmedizin in der Altenpflege noch weiter voran zu treiben. Damit es nicht mehr in den letzten Lebenstagen, letzten Lebensphasen Situationen gibt, in denen aus der Altenpflegeeinrichtung gleichsam nur für die palliativmedizinische Zuwendung eine Überweisung ins Krankenhaus erfolgt. Ich möchte, dass wir alles tun, damit Menschen darauf vertrauen können, dass sie an der Hand eines Menschen sterben können. Aber nicht durch die Hand eines anderen. Deswegen bin ich ausdrücklich dafür, am Verbot der Tötung auf Verlangen festzuhalten.

Wir hatten uns in der christlich-liebralen Koalition verständigt: Wo Sterbehilfe kommerzialisiert angeboten wird, wollen wir sie unter Strafe stellen. Dann haben uns die Ärzteschaft und die beiden großen Kirchen gesagt, dass das nicht reicht. Und sie haben uns – jedenfalls mich – überzeugt, dass wir die organisierte Selbsttötungshilfe unter Strafe stellen sollten. Es geht aber nicht darum, die Selbsttötung und die individuelle Hilfeleistung mit Strafe zu bedrohen. Es gibt Fälle, da nimmt sich eine Rechtsordnung schweigend zurück – so vor dem Drama, dass 10.000 Menschen im Jahr sich selber töten. Und deswegen wird es auch dabei bleiben, dass die individuelle Selbsttötungsbeihilfe straffrei bleibt. Etwas anderes ist, dass das Landesrecht den ärztlich-assistierten Suizid noch einmal anders bewertet, was ich für richtig halte. Mir geht es darum, dass wir diese Grenze festhalten, dass wir aber dem Wunsch einer aktiven Tötungshandlung widerstehen. Motiviert bin ich darin durch meine christliche Überzeugung, dass der Mensch sein Leben Gott verdankt und darüber nicht verfügen darf. Aber mir geht es nicht darum, das Strafrecht in den Dienst einer religiösen Überzeugung zu stellen, wie mancher Kritiker es mir vorgeworfen hat. Sondern mir geht es darum, die Lebensschutzorientierung des Grundgesetzes zu verteidigen, für die ich als Christ dankbar bin, Motiviert durch meinen Glauben, will ich sie verteidigen, aber um der säkularen Rechtsordnung selbst willen. Und dass sehr viele dazu beitragen, dass das nicht ein hohles Normenangebot ist, sondern dass z.B. 80.000 Menschen ehrenamtliche Arbeit in der Hospiz-Bewegung leisten, ist ein großartiges Zeichen dafür, dass unsere Gesellschaft zusammenhält.

Darauf sollten wir setzen und nicht die Selbsttötung zum besonderen Ausdruck des Freiheitswillens des Menschen verklären. Ich glaube, die eindeutige Ausrichtung auf menschliche Hilfe und Begleitung sind wir auch den Schwerstkranken und Sterbenden schuldig.



Foto: Walter Wetzler

*Bundesgesundheitsminister
Hermann Gröhe*

»TIEFSTES LEID ZU BEENDEN IST NIEMALS UNETHISCH«

Statement von Dr. Michael de Ridder

Von meinem ärztlichen Selbstverständnis her bin ich zutiefst überzeugter Palliativmediziner, was deutlich wird an meiner Gründung eines Hospizes und an dem Vorsitz einer Stiftung der Palliativmedizin. Dennoch stehen für mich grundsätzlich klassisch-palliativ-medizinisches Vorgehen und in äußersten Fällen eine Suizidassistenz nicht antagonistisch gegeneinander, sondern sind formal gesehen komplementär.

Ich möchte Ihnen hierzu ein kleines Fallbeispiel zitieren: Günther K. ist ein mir seit 2 1/2 Jahren bekannter Architekt, der an der unheilbaren Nervenkrankheit Amyotrophe Lateralsklerose – kurz: ALS – leidet. Seit mehr als zwölf Jahren lebt er mit allmählich fortschreitenden Lähmungserscheinungen, die ihn vor Jahren schon in den Rollstuhl zwangen. Nicht allein mit seiner Krankheit, auch mit den Menschen, die ihn umgeben und versorgen, pflegt er einen bewunderungswürdigen Umgang. Durch viele Gespräche und Erlebnisse bin ich mittlerweile fast freundschaftlich mit ihm verbunden und stets habe ich ihn in seinem Willen, sich gegen die Krankheit zu behaupten, unterstützt. Doch seit einigen Monaten fällt es ihm schwer, zu sprechen und phasenweise benötigt er jetzt ein Beatmungsgerät. Viel Zeit habe ich darauf verwandt, ihm nahezubringen, dass seine Angst vor einem Erstickungstod, der fälschlicherweise oftmals für unausweichlich bei dieser Erkrankung gehalten wird, unbegründet ist. Er vielmehr allmählich in einen durch die Krankheit selbst herbeigeführten Narkosezustand fallen wird, der ihn in tiefer Bewusstlosigkeit in den Tod wird hinübergleiten lassen. Er jedoch kann sich mit diesem Szenario nicht anfreunden. Sein Lebensende klar und illusionslos vor Augen, möchte er diesen für ihn unerträglichen Leidenszustand nicht bis zum Äußersten durchleben. Zitat: „Bewusst und wachen Verstandes möchte ich Abschied nehmen. Ich will nicht erleben, dass die Krankheit mich niedermacht und ich mir selbst zur unerträglichen Last werde.“ So seine Worte. Mehrfach bat er mich um Hilfe, wenn es soweit ist. Soll ich ihm diese meine Hilfe im Sinne einer ärztlichen Suizidassistenz versagen?

Kaum jemand hat die existentielle Not aussichtslos Kranker und deswegen zum Suizid entschlossener Patienten treffender zum Ausdruck gebracht als der Arzt und Philosoph Karl Jaspers: „Wo unheilbare körperliche Erkrankung, Mangel aller Mittel und völlige Isolierung zusammen kommen, kann in höchster Klarheit ohne Nihilismus das eige-

ne Dasein nicht überhaupt, sondern das, was jetzt noch bleiben könnte, negiert werden. Es ist eine Grenze, wo Fortleben keine Pflicht mehr sein kann. Wenn der Prozess des Selbstwerdens nicht mehr möglich ist, physisches Leid und Anforderungen der Welt so vernichtet werden, dass ich nicht mehr bleiben kann, der ich bin.

Wenn zwar nicht die Tapferkeit aufhört, aber mit der Kraft die physische Möglichkeit schwindet. Dem tiefsten Leid kann ein Ende gemacht werden, obgleich und weil die Bereitschaft zum Leben und zur Kommunikation die vollkommenste ist.“ Selbstausschöpfung eines Schwerstkranken, also nicht als ein zerstörerischer, sondern als ein Akt letzter Selbstbehauptung, weil die Kapitulation vor einer

**»Für mich stehen palliatives Vorgehen
und in äußersten Fällen eine
Suizidassistenz nicht gegeneinander.«**

übermächtigen Krankheit unabwendbar war. Nicht Lebensmüdigkeit hat von ihm Besitz ergriffen, vielmehr Leidensmüdigkeit. Als Arzt helfend an einem solchen Akt teilzunehmen, der wie Jaspers es nannte „tiefstes Leid beendet“, ist in meinen Augen niemals unethisch. Vielmehr Ausdruck äußerster menschlicher Hinwendung des Arztes zu seinem Patienten.



Foto: Walter Wetzler

Dr. Michael de Ridder

DISKUSSIONSBEITRÄGE

Prof. Dr. Ulrike Kostka:

Sr. Hannelore, Sie erleben Menschen teilweise über 10 Jahre lang, die sich auseinandersetzen mit ihrem möglichen Tod. Sie erleben sie in ganz unterschiedlichen Lebensformen und -situationen. Dabei sind Sie ihnen sehr nah. Sie führen auch manchmal die Hunde der Patienten aus, weil das für Sie eine ganz wichtige Sache ist. Sie teilen eigentlich alles mit Ihnen. Wie erleben Sie das Sterben und was brauchen Menschen auf diesem Weg, gerade wenn es ein so langer Weg ist?

Sr. Hannelore Huesmann:

Für mich ist die Frage, wenn wir über Sterben reden und Sterben als Teil des Lebens sehen, wann das Sterben anfängt. Das Krankheitsbild oder der Verlauf von Aids hat sich dank der Kombitherapie in den letzten Jahren enorm gewandelt. Wir hatten in den ersten Jahren Menschen, die innerhalb von etwa ein- einhalb Jahren im Vollbild Aids verstarben. Dieses schnelle Sterben erlebt man heute eher, wenn die Diagnose sehr spät gestellt wird. Und dann haben wir

eben die Langzeitbegleitung. Ich denke jetzt gerade an einen unserer Patienten, 47 Jahre alt, seit einem Jahr begleiten wir ihn. Er ist bettlägerig, sprachunfähig, schluckunfähig, inkontinent, also nicht unbedingt das, was man sich so wünscht. Er kann im Prinzip durch eine hinzukommende Lungenentzündung ganz schnell sterben. Es kann aber auch sein, dass wir ihn ein weiteres Jahr und vielleicht auch ein drittes Jahr begleiten. Er kann nicht sprechen, aber sehr wohl nicken und ist klar bei Verstand.

Ich habe diesen Menschen gefragt: »Wie ist es so mit dem Leben und dem Sterben? Willst Du leben?«, worauf ein vehementes Kopfnicken kam.

»Willst Du Deine Medikamente weiter nehmen«, ein vehementes Kopfnicken »über die Sonde?«

»Willst Du künstlich ernährt werden, wenn Du eben durch die fehlende Schluckreaktion nicht genug Nahrung bekommst?« – vehementes Kopfschütteln.

Auch auf die Frage: »Wenn Du dadurch so schwach wirst, dass Du nicht mehr weiterleben kannst, willst Du dann ins Krankenhaus?« – vehementes Kopfschütteln.

Ich habe dann gesagt: »Das heißt, wenn ich Dich richtig verstehe, Du möchtest die Medikamente weiter, damit sozusagen nicht schlimmere Dinge noch dazukommen. Aber eben nicht jetzt lebensverlängernd intensiv eingreifen.« Daraufhin nickte er wieder deutlich.

Das ist derzeit das, was er medizinisch einfordert. Aber es ist natürlich ein Unterschied, ob ich in so einem Zustand 24 Stunden 7 Tage die Woche alleine und »nur« durch Pflegekräfte (die machen einen super Job) versorgt bin und meine Verwandten, wie in diesem Fall, im Ausland leben. Oder ob ich das Gefühl habe: Da kommt jemand und guckt einfach, was mir heute gerade gut tut. Das kann eine Fußreflexzonenmassage sein, das können Bilder aus dem Urlaub sein, was auch immer. Ein Sterbender oder ein Mensch, der sich darüber bewusst wird, dass er eine Erkrankung hat, die sich eben nicht so stabilisiert, dass er wieder sein Leben völlig autonom gestalten kann, ist darauf angewie-

Foto: Walter Wetzler



Sr. Hannelore Huesmann

sen, bestmögliche palliativmedizinische Hilfe zu bekommen. Das gleiche gilt für die Pflege. Aber eben auch psychosoziale Begleitung – Medizin und Pflege reicht nicht – und auch spirituelle Begleitung. Das heißt: Ich würde es jetzt nicht konfessionell eng führen, sondern die Frage: Was trägt mich im Leben, was hilft mir zu leben, was gibt mir Lebensmut, was gibt mir Lebensfreude. Und das kann eben auch der Hund sein, der nicht weg muss, weil ich nicht mehr mit ihm raus kann.

Prof. Dr. Ulrike Kostka:

Wir haben in den letzten 10-15 Jahren eine ganz deutliche Entwicklung, dass das Sterben wieder zum Leben gehört, nachdem es über viele Jahrzehnte verbannt wurde. Auf jeden Fall hat die Hospizbewegung sehr viel dazu beigetragen. Gleichzeitig haben wir aber auch eigentlich eine Parallelbewegung, dass der selbstbestimmte Tod zum Freiheitsgut geworden ist.

Ich habe selbst einige Jahre als Medizinethikerin in der Schweiz gearbeitet. Dort war es ein hohes Gut eines demokratischen Staates, dass der selbstbestimmte Tod über die Sterbehilfeorganisation zu realisieren war.

Bei uns fordern viele, dass dieser selbstbestimmte Tod nicht nur dem Zufall obliegt, ob man irgendwie daran kommt und dass man das auch zuhause realisieren kann und nicht nur in die Schweiz oder andere Länder fahren muss. Herr Gröhe, nun haben Sie sich positioniert gegen eine organisierte Sterbehilfekultur. Wie passt das zusammen: Freiheitsgewinn, Autonomiegewinn, sogar die Forderung, dass das ein Menschenrecht sein könnte und ihre Haltung?

Minister Hermann Gröhe:

Sicher ist es ein Zug unserer Zeit und einer, den ich nicht beklagen will, dass – zu Recht – Autonomie und Selbstbestimmung großgeschrieben wird. Aber es gibt Übersteigerungen. Ich finde es richtig, dass die Mütter und Väter des Grundgesetzes die Menschenwürde nicht an die Fähigkeit zur Selbstbestimmung und Autonomie geknüpft haben. Das heißt doch: Jeder Mensch, ob zur Selbstbestimmung fähig, niemals fähig oder abnehmend immer weniger fähig, hat diese Menschenwürde. Autonomie – Respekt vor der Entscheidung des Einzelnen – ist ein sehr hohes Gut. Aber Menschenwürde besteht nicht nur in der Anerkennung von Autonomie. Das ist mein erster Punkt.

Der zweite Punkt ist: Die Rechtsordnung nimmt sich vor dem Wunsch eines Menschen, sein Leben zu beenden, zurück. Deswegen kennen wir nicht die Strafandrohung der Selbsttötung. Das klingt etwas makaber im Sinne von: »Wenn er sich selbst umgebracht hat, wer soll ihn dann noch bestrafen?« Es gibt aber Rechtsordnungen, die das

kennen. Das spielt für die unzähligen Fälle, in denen die Selbsttötung ein Versuch ist, der nicht gelingt, oder für alle Beihilfehandlungen eine große Rolle. Und es gilt auch: Wir haben 10.000 Menschen im Jahr, die sich in diesem Land tatsächlich das Leben nehmen. Manche Texte klingen derzeit so, als müsse man dem Recht zur Selbsttötung gleichsam eine Gasse bahnen. Aber wir investieren in Suizidprävention, wir haben Telefonseelsorge und anderes mehr, damit Menschen diesen Schritt nicht tun. Ich respektiere den Willen eines Menschen und ich will da keine Strafandrohung haben. Aber ich verkläre nicht die Selbsttötung zum eigentlichen Freiheitsakt.

Wir sind Herrn Dr. de Ridder noch eine Antwort schuldig, auch aus meiner Position heraus. Das Bundesverfassungsgericht hat in einem ganz anderen Zusammenhang – beim Luftsicherheitsgesetz – einen wichtigen Aspekt



Prof. Dr. Ulrike Kostka

aufgezeigt, angesichts der Frage: »Darf die Gefahr, die von einem entführten Flugzeug, auf ein Atomkraftwerk zufliegend, ausgeht, durch Abschuss beendet werden?« Da hat das Verfassungsgericht gesagt: »Hört auf, eine Norm nach einem Extremfall des Dilemmas auszurichten.« Und deswegen habe ich Zweifel, bei der Sterbehilfe von einer Grenzsituation auszugehen. Mir geht es nicht darum, ethisch oder in anderer Weise über einen ärztlich assistierten Tod zu urteilen. Doch behaupte ich: Um der Logik des Argumentes willen, kann man diesen schmalen Grat einer generellen Regelung, die von einem extremen Dilemma ausgeht, nicht halten. Dann sagen Niederländer und Belgier mit Recht: »Wenn ihr den ärztlich assistierten Suizid erlaubt, warum soll eigentlich die Zulässigkeit davon abhängen, ob es es für den Vollzug der Selbsttötung noch eine minimale Körperfunktion gibt, die die sogenannte Tatherrschaft ermöglicht?« Da scheint mir in der Konsequenz des Arguments »Autonomie und Hilfe« die Tötung auf Verlangen kategorial kein Unterschied mehr, weil es letztlich nur noch eine technische Frage wäre, ob dieser autonome Mensch Selbsttötungshilfe braucht oder die aktive Spritze.

Und dann kommen Sie in weitere Fragen – nicht weil ich Ihnen solches Tun unterstelle, sondern weil ich glaube, dass Sie ein Argument auf seine logische Haltbarkeit

durchdenken müssen: In dem Fall eines Berliner Kollegen, der sagt »Die anderen sind zu feige, aber diesen letzten Schritt biete ich als Dienstleistung an«, ist die Situation weit entfernt von einem extremen Dilemma. In Ihrem Fall – Herr Dr. de Ridder – entsteht die Grenzsituation übrigens durch die lange Begleitung. Und in einer solchen Grenzsituation muss Einzelfallgerechtigkeit geübt werden.

Prof. Dr. Ulrike Kostka:

Herr Dr. de Ridder, Sie hatten gesagt, dass praktisch diese Begleitung beim letzten Schritt auch noch der Ausdruck einer letzten Form der ärztlichen Zuwendung sein kann. Vielleicht der größte, wenn nicht sogar der tragischste Schritt. Nun hat der Bundesgesundheitsminister darauf hingewiesen, zwischen Einzelfall und genereller Regelung zu unterscheiden. Und er hat die Gratwanderung zwischen aktiver Tötung und einem assistierten Suizid aus ärztlicher Sicht angesprochen. Wie stehen Sie dazu?

Dr. Michael de Ridder:

Der Auffassung, die Herr Gröhe hier vertreten hat, bin ich überhaupt nicht. Natürlicher ist es ein kategorialer Unterschied zwischen dem, was ärztlich assistierter Suizid ist und dem, was Tötung auf Verlangen ist. Und natürlich besteht unsere Rechtsordnung nicht umsonst darauf, dass aktive Tötung, also Tötung auf Verlangen, etwas ist, was überhaupt nicht zur Debatte steht. Nach § 216 ist sie verboten und es ist etwas vollkommen anderes, weil die Tatherrschaft – und das ist das entscheidende Moment, um das es hier geht – im Falle des ärztlich attestierten Suizids ganz klar beim Patienten, beim Sterbewilligen verbleibt. Bei Tötung auf Verlangen liegt die Tatherrschaft hingegen beim Arzt: Er gibt die Spritze, er flößt etwas ein. Das kann man auch philosophisch diskutieren. Nicht umsonst haben mehrere Verfassungsrechtler darauf hingewiesen, dass natürlich auch über aktive Tötung gesprochen werden könnte. Der Bundestag könnte theoretisch ein solches Gesetz beschließen. Aber davon ist überhaupt nicht die Rede, weil das nicht gesellschaftlich konsentiert ist.

Schlussbemerkung des Kardinals:

Unser Gewissen als Christ ist normiert durch das Wort Gottes und unseren Glauben – so Kardinal Woelki am Schluss der Podiumsdiskussion.

Unser Leben ist uns geschenkt worden und weil wir es uns nicht selbstbestimmt genommen haben, so können wir es auch nur wieder in die Hände eines anderen legen. Der Begriff des »Selbstbestimmten Todes« ist deshalb aus christlicher Sicht abzulehnen. Die Schwierigkeit liegt darin, so der Kardinal, dass wir heute alles selbst bestimmen wollen und spätestens beim Sterben merken, dass nicht alles in unserer Hand liegt, dass es etwas über und außer uns gibt, das entscheidet und bestimmt.



Foto: Walter/Wetzlar

Bundesgesundheitsminister Gröhe und Kardinal Woelki

.....

Mit diesen Worten des Kardinals endete der inhaltliche Teil des Ärzteempfangs; bei der anschließenden Begegnung wurde der Austausch intensiv weitergeführt.

Zusammenstellung: Hermann Fränkert-Fechter, Petra Wiederhöft

Dr. Alexander Linke

LIEBE ZUM EVANGELIUM UND FREUNDSCHAFT MIT DEN ARMEN

DIE GEMEINSCHAFT SANT'EGIDIO

Bei seinem Besuch der Gemeinschaft Sant'Egidio in Trastevere in Rom am 15. Juni 2014 ermutigte Papst Franziskus die rund 12.000 anwesenden Mitglieder der Gemeinschaft: »Schreitet voran auf diesem Weg: Gebet, Arme und Frieden. Wenn ihr auf diese Weise unterwegs seid, seid ihr eine Hilfe, um das Mitleid im Herzen der Gesellschaft wachsen zu lassen – das ist die wahre Revolution, die Revolution des Mitleids und der Zuneigung.«

Aus diesen Worten von Papst Franziskus spricht seine langjährige Anteilnahme am Leben der Gemeinschaft, die er seit seiner Zeit als Erzbischof von Buenos Aires her kennt. Viele Male besuchte er die »Schulen des Friedens« der Gemeinschaft in den armen Stadttrandvierteln von Buenos Aires, in der sich die Jugendlichen von Sant'Egidio ehrenamtlich und kostenlos in der Freundschaft und im Dienst an den Kindern engagieren. Seit 2003 gibt es auch eine Gemeinschaft Sant'Egidio in Berlin, die einmal in der Woche zu einem offenen Abendgebet im Geist von Sant'Egidio in die Kirche »Heilige Familie« im Prenzlauer Berg einlädt. Die Berliner Gemeinschaft besucht ältere Menschen in zwei Berliner Altenheimen und die Jugendlichen der Gemeinschaft engagieren sich in der Freundschaft zu ärmeren Kindern aus Neukölln in einer »Schule des Friedens«, so wie sie Papst Franziskus in Buenos Aires kennengelernt hat.

Die Begegnung und die Freundschaft mit Jesus beginnt für Sant'Egidio mit der Zuneigung zu den Armen, zu den Menschen, die an der Peripherie der Gesellschaft stehen, denn »Der Herr kommt als Notleidender auf dich zu«, wie der Heilige Johannes Chrysostomus schreibt.

Die Gemeinschaft Sant'Egidio weltweit ● Die Gemeinschaft Sant'Egidio entstand im Jahr 1968 in Rom in den Jahren nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Sie setzt sich weltweit für die Weitergabe des Evangeliums und den Dienst an den Armen ein. Sant'Egidio ist eine Laienbewegung, die als »Öffentlicher Verein von Gläubigen« in der katholischen Kirche organisiert ist. Zur Gemeinschaft gehören etwa 60.000 Personen, die in mehr als 70 Ländern verbreitet sind. International bekannt wurde Sant'Egidio durch die erfolgreiche Vermittlung des Friedensvertrags von Mosambik 1992, der einen sechzehnjährigen Bürgerkrieg mit einer Million Toten beendete.

1981 entstand die erste Gemeinschaft von Sant'Egidio in Deutschland in Würzburg. In Folge des Ökumenischen Kirchentages in Berlin 2003 bildete sich auch eine Gruppe von Sant'Egidio in Berlin. Die verschiedenen Gemeinschaften auf der ganzen Welt sind durch dieselbe Spiritualität und dieselben Grundlagen miteinander verbunden, die den Weg von Sant'Egidio kennzeichnen:

- Das **Gebet** begleitet alle Gemeinschaften auf der Welt. Es bildet ihr Fundament und den Mittelpunkt, auf den ihr Leben ausgerichtet ist.
- Die **Weitergabe des Evangeliums** ist grundlegend für die Gemeinschaft und ist an alle gerichtet, die auf der Suche sind und nach einem Sinn im Leben fragen.
- Die **Freundschaft mit den Armen** wird als ehrenamtlicher Dienst im Geist des Evangeliums und im Geist einer Kirche verwirklicht, die »Kirche aller und besonders der Armen« ist (Johannes XXIII.).
- Die **Ökumene** lebt die Gemeinschaft in der Freundschaft, im Gebet und in der Suche nach der Einheit unter den Christen auf der ganzen Welt.
- Der **Dialog** im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils als Weg des Friedens und der Zusammenarbeit unter den Religionen, als Lebensweise und als Methode für die Versöhnung in Konfliktfällen ist ein weiteres Anliegen von Sant'Egidio.

Die »Schule des Friedens« der Gemeinschaft Sant'Egidio in Berlin-Neukölln ● Im März 2006 erregte der offene Brief einiger Lehrer der Rütli-Schule deutschlandweit Aufsehen. In diesem Brief berichteten die Lehrer von großen Problemen an ihrer Schule und eine öffentliche Debatte über die Probleme und Perspektiven von Kindern und Jugendlichen aus Neukölln entstand. Im Laufe dieser Debatte entstand unter den Jugendlichen der Berliner Gemeinschaft der Wunsch, nicht nur über die Kinder von Neu-



Dr. Alexander Linke

köln zu sprechen, sondern sie selbst kennenzulernen und mit ihnen zu sprechen. Es ging darum, die Probleme von Kindern und Jugendlichen in Neukölln mit eigenen Augen zu sehen und einen persönlichen Beitrag zur Überwindung der Schwierigkeiten zu leisten. Aus diesem Impuls heraus entstand die Idee, in Neukölln eine »Schule des Friedens« nach dem Vorbild des weltweiten Einsatzes der Gemeinschaft Sant'Egidio für Kinder zu gründen. Die »Schule des Friedens« in Neukölln entstand im Mai 2006. Sie öffnet jeden Samstagnachmittag und stellt einen familiären Raum dar, in dem Kinder bei schulischen Schwierigkeiten Unterstützung finden. Zentral ist die Freundschaft zu den Kindern und zu ihren Familien. Neben der konkreten schulischen Unterstützung möchte die Gemeinschaft den Kindern vermitteln, Konflikte ohne Gewalt auszutragen und untereinander über alle Unterschiede von Herkunft, Religion und Hautfarbe hinweg in Freundschaft zusammenzuleben, und sich für Schwächere einzusetzen. Die derzeit etwa 25 Jugendlichen unserer Gemeinschaft kümmern sich um rund 25 Kinder zwischen fünf und zwölf Jahren, die aus verschiedenen Kulturkreisen kommen und verschiedenen Religionen angehören.

Von der Freundschaft zu den Armen zur Freude am Evangelium

● Die Gemeinschaft Sant'Egidio ist davon überzeugt, dass man in der Begegnung mit den Armen auch Jesus selbst begegnet, wie es Mt 25, 31-46 beschreibt. Im Leben der Gemeinschaft hat sich dies oft konkret bestätigt: In der Begegnung und in der Freundschaft zu den Armen wird nicht nur dem Armen geholfen, sondern diese Freundschaft verändert auch den, der Hilfe leistet. Der Arme, in dem Jesus präsent ist, vermag dabei den zu »evangelisieren«, der sich zu ihm niederbeugt. Denn der Jugendliche, der beginnt, ein Kind aus Neukölln gerne zu haben und sich mit ihm anzufreunden, der legt seine Ängste und Vorurteile ab, er urteilt weniger hart und wird dadurch solidarischer und menschlicher. In diesem Sinne ist der Arme fähig zu evangelisieren, indem er um Mitleid,

Liebe und Freundschaft bittet und so die Nächstenliebe lehrt. Dies ist eine Erfahrung der Gemeinschaft Sant'Egidio, die natürlich nicht nur die Arbeit mit Kindern betrifft, sondern jede Art von Dienst, den Sant'Egidio in der Freundschaft zu den Armen lebt. Der Dienst an den Armen ist somit nicht nur sozialer Dienst, sondern Teil der Spiritualität von Sant'Egidio.

Die Jugendlichen, die sich der Gemeinschaft in Berlin bisher angeschlossen haben, sind fast alle in einem nicht kirchlichen und nicht christlichen Umfeld aufgewachsen. Nach der »Schule des Friedens« sind die jugendlichen Mitarbeiter der Gemeinschaft alle eingeladen, an einem Gebet im Geist von Sant'Egidio teilzunehmen. Im »Gebet für die Armen« sind Lesung der Psalmen, Schriftlesung und Textauslegung zentral. Es ist die Erfahrung der Gemeinschaft, dass sich sozialer Dienst und Wort Gottes gegenseitig erklären: Wer Mitleid verspürt mit einem Kind aus Neukölln, der versteht das Mitleid Jesu mit der Menge besser. Wer in der Arbeit mit den Kindern auf scheinbar ausweglose Situationen trifft, erkennt den Wert von Gebet und Fürbitte. Wer sieht, wie sich das Leben eines Kindes durch die Freundschaft und Unterstützung durch einen Jugendlichen zum Besseren verändert, der erkennt Zeichen der Auferstehung, wo man oftmals nur Probleme zu sehen vermag. Mehrere der Jugendlichen der Gemeinschaft nehmen an diesem Weg der Freundschaft zu den Armen und des Gebets schon seit mehreren Jahren teil. Sie erleben diesen Weg als einen, der durchaus Einsatz, Anstrengung und Verantwortungsbereitschaft erfordert, der ihnen aber auch viel zutraut, der Freude schenkt, weil »Geben seliger als Nehmen« ist.

Inzwischen gibt es auch die ersten Neuköllner Jugendlichen in der Berliner Gemeinschaft, die selbst als Kinder in die dortige »Schule des Friedens« in Neukölln gegangen sind, und sich nun selbst in der »Schule des Friedens« für andere Kinder einsetzen oder ältere Menschen in einem Altenheim besuchen.

Kontakt

Gemeinschaft Sant'Egidio
Dr. Alexander Linke
Wrangelstr. 51
10997 Berlin
Email: berlin@santegidio.de
Tel.: 030 4208 7461

Literatur

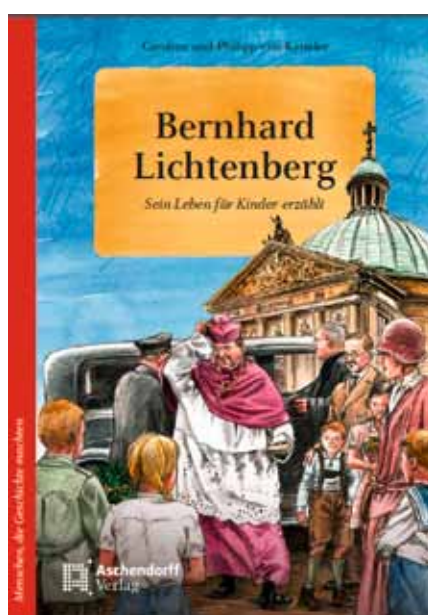
Homepage: www.santegidio.org
Andrea Riccardi: *Gott hat keine Angst. Die Kraft des Evangeliums in einer Welt des Wandels.* Echter, 2003.
Vincenzo Paglia: *Das Wort Gottes jeden Tag 2013/2014.* Echter, 2013.

.....

Helene Kießig

BERNHARD LICHTENBERG – SEIN LEBEN FÜR KINDER ERZÄHLT

Ein Jahr nach dem 70. Todestag des Priesters und Märtyrers Bernhard Lichtenberg erscheint das Kinderbuch zu seinem Leben, geschrieben von Caroline von Ketteler und illustriert von ihrem Ehemann Phillip von Ketteler.



Caroline und Philipp von Ketteler:
**Bernhard Lichtenberg –
Sein Leben für Kinder erzählt**
Aschendorff-Verlag
2014 Münster,
Gefördert durch das
Bonifatiuswerk

Auf Nachfrage Dr. Kleins, Diözesanpostulator für das Heiligsprechungsverfahren von Bernhard Lichtenberg, begann das Ehepaar im letzten Jahr mit den ersten Recherchen zum Thema. Aus Münster kamen sie nach Berlin, um sich die nötigen Informationen zu beschaffen.

»Im Archiv von Dr. Klein haben wir sehr viel gefunden und sonst habe ich mich mit einer Menge Literatur auf dieses Projekt vorbereitet«, berichtet Frau von Ketteler. Im März dieses Jahres begann sie zu schreiben und schon bald darauf fing auch ihr Mann mit den Illustrationen an.

Nun, am Mittwoch, 5. November, zum Todestag Lichtenbergs, ist es soweit. Das Buch wird vorgestellt: 46 Seiten gefüllt mit dem Leben eines Mannes, der sich bis zu seinem Tod für die Verfolgten und Unterdrückten einsetzte und nie aufgehört hat, seinen Glauben zu bezeugen. Es beginnt mit einem Morgengebet Lichtenbergs in der Zelle eines Nazigefängnisses. Hier sitzt er am Tisch und beginnt in Tagebuchform sein Leben aufzuschreiben. Die liebevollen Zeichnungen ihres Mannes begleiten Caroline von Kettelers Text und helfen den Kindern, sich in eine Welt vor 100 Jahren zu versetzen. Sie werden von Lichtenberg mitgenommen auf eine Reise in seine Vergangenheit und erfahren, unter anderem, wie es 1941 zu seiner Festnahme und Haft kam, durch deren Folgen er am 5. November 1943 auf dem Weg ins Konzentrationslager Dachau verstarb. »Da es sich um ein sehr komplexes Thema handelt, habe ich die Tagebuchform gewählt, um es den Kindern näher zu bringen«, so Frau von Ketteler.

Aktuell ist dieses Thema allemal im Zusammenhang mit der Heiligsprechung Bernhard Lichtenbergs. Aus diesem Anlass findet am 5. November zum ersten Mal die Bernhard Lichtenberg Wallfahrt statt. Um 9:00 beginnt der Tag mit der Wallfahrtsmesse mit Weihbischof em. Wolfgang Weider in der St. Hedwigs-Kathedrale. Anschließend wird im Bernhard Lichtenberg Haus die Kunstausstellung der Bernhard Lichtenberg Schule eröffnet und das Buch »Bernhard Lichtenberg – Sein Leben für Kinder erzählt« vorgestellt.

Höhepunkt des Gedenktages wird die Pontifikalmesse um 18.00 Uhr in der St. Hedwigs-Kathedrale mit Weihbischof Dr. Matthias Heinrich. An diesem Tag finden auch an anderen Orten im Erzbistum Berlin Veranstaltungen statt, außerdem wird eine Sonderkollekte für die Heiligsprechung Bernhard Lichtenbergs gehalten. Weitere Informationen zu den Veranstaltungen rund um Bernhard Lichtenberg erhalten Sie unter www.erzbistumberlin.de, Flyer dazu liegen in Ihrem Pfarramt aus.

Zu dem Buch »Bernhard Lichtenberg – Sein Leben für Kinder erzählt« wird eine didaktische Arbeitshilfe für Schule und Gemeinde erstellt, die auf der homepage des Erzbistums als download erhältlich sein wird:
erzbistum.de/informationen



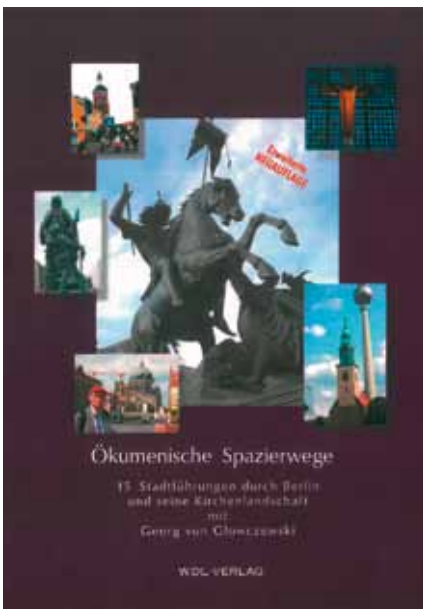
SCHAFE GEHEN SHOPPEN

Weitere heitere Geschichten aus meinem Leben

Elsa-Maria Liebe-von Glowczewski
WDL-Verlag, 2014

»Seit der Herausgabe meines ersten Bändchens ›Küsschen, Rom und Gipsverband‹ im Jahre 2012 fand ich zunehmend Gefallen am Schreiben. So entstand dieses mit persönlichen Fotos gestaltete Buch. Es enthält kurze Geschichten, in denen es aber weniger um eigene Erlebnisse geht, als vielmehr um allgemeine Erfahrungen, Vorgänge und Einsichten, sowie auch phantasievolle Erzählungen, unter anderem Tiergeschichten. Die Geschichten sind heiter, kurzweilig und lehrreich und somit anregend und lesenswert für alle, die gute Kritik, Heiterkeit und Humor lieben, sowie theologisch, kirchlich und kunsthistorisch interessiert sind. Es sind Geschichten für Jung und Alt zum Lesen, Vorlesen, Nacherzählen oder auch Spielen, und können somit gemütliches, längeres Zusammensein bereichern.« (aus dem Vorwort)

Elsa-Maria Liebe-von Glowczewski ist Theologin. Von 1980 bis 1987 arbeitete sie in der Leitung des Katholischen Bildungswerks von Berlin. Anschließend war sie als Religionslehrerin und Seelsorgerin tätig.



ÖKUMENISCHE SPAZIERGÄNGE

15 Stadtführungen durch Berlin und seine Kirchenlandschaft

mit Georg von Glowczewski
WDL-Verlag, zweite erweiterte Auflage 2014

Der Besucher der Bundeshauptstadt Berlin sieht an vielen Stellen der Stadt hohe Kirchtürme. Sind sie »Relikte aus längst vergangener Geschichte«?

Der vorliegende Stadtführer durch das christliche Berlin will aufmerksam machen auf die Vielfalt christlichen Lebens und dabei einen Einblick geben in die Geschichte und Gegenwart. An vielen Ecken Berlins gibt es christliches Leben zu entdecken. Manches geschieht im Verborgenen: in Gebetskreisen, in christlichen Kindertagesstätten und Schulen, in sozialen Projekten, in Vereinen und Gemeinschaften.

Die 15 Stadtführungen durch Berlin und seine Kirchenlandschaft beruhen auf Erfahrungen, die der Autor als Historiker und Journalist im Rahmen der »Dr. Carl Sonnenschein-Wanderungen« mit vielen interessierten Teilnehmern sammeln konnte. Die »Ökumenischen Spaziergänge« wollen die Leser einladen, sich selbst – allein oder mit anderen zusammen – auf den Weg zu machen und das christliche Berlin zu entdecken. Wer die ökumenischen Wege nachgeht, wird entdecken: Die Kirchtürme sind viel mehr als nur Relikte.

KURZINFOS

→ **Ute Eberl** aus dem Seelsorgedezernat in Berlin hat an der Weltbischofssynode zum Thema »Die pastorale Herausforderung der Familien im Kontext der Evangelisierung« vom 5.–19. Oktober 2014 in Rom teilgenommen. Papst Franziskus hatte Sie als einzige Teilnehmerin aus Deutschland neben Kardinal Marx als »Auditrix« (Gasthörerin) eingeladen. Wir freuen uns mit unserer Kollegin, die die Beratungen der Bischöfe unmittelbar mit verfolgen und auch ihre Erfahrungen aus der heutigen Lebenswirklichkeit einbringen konnte. Ute Eberl ist seit 20 Jahren Referentin für Ehe und Familie im Erzbistum Berlin und zudem Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft für Familienbildung. Sie hat an der Vorbereitung und Auswertung der Fragebogenaktion »Familie« im Vorfeld der Bischofssynode mitgewirkt. In der nächsten Ausgabe der INFORMATIONEN wird sie von ihren Erfahrungen im Vatikan berichten. Da nun das Schlussdokument vorliegt, dürfen wir gespannt sein, welche Impulse von dieser außerordentlichen Bischofssynode ausgehen werden. Die gerade beendete Familiensynode soll der Auftakt zu einem einjährigen Diskussionsprozess sein. Ergebnisse werden erst von einer zweiten ordentlichen Synode im Herbst 2015 erwartet.

→ Am 15. August 2014 hat **Gabriele Kraatz** als Referentin für die Bereiche Frauenseelsorge und missionarische Pastoral ihren Dienst begonnen. Frauenseelsorge hat zum Ziel, Themen, die insbesondere Frauen betreffen, in Kirche und Gesellschaft zur Sprache zu bringen (z.B. liturgische Sprache), spirituelle Angebote speziell für Frauen (z.B. biographisch orientiert) oder auch Fortbildungsmöglichkeiten anzubieten. »Die Erfahrung zeigt, dass es manchmal gut ist, unter uns zu sein und weibliche Solidarität zu spüren, manchmal auch erst einzuüben und Erfahrungen zu teilen.«, so die neue Frauenseelsorgerin.

Die missionarische Pastoral ist ein eher offener Bereich. In dem Prozess der Umstrukturierung aller Diözesen hat er an Gewicht gewonnen und wird ganz unterschiedlich gefüllt. Neben verschiedenen Ausrichtungen geht es auch um den Gedanken, wie in den konkreten Gemeinden vor Ort ein »missionarischer« Geist leben kann. Wie wir auf der einen Seite zu einer



Vertiefung des Glaubens und andererseits zu einer Offenheit und Ausstrahlung nach außen gelangen. Kein leichtes, aber ein interessantes Feld, auf dem viel experimentiert wird.

Frau Kraatz hofft auf eine gute Zusammenarbeit mit den Kolleginnen und Kollegen in den Gemeinden und Verbänden, in Stadt und Land. Für beide Bereiche steht sie gerne als Ansprechpartnerin zur Verfügung. Sie hat Ihr Büro im

Erzbischöflichen Ordinariat
Niederwallstraße 8-9
10117 Berlin
Tel. 030 32684-533
E-Mail: Gabriele.Kraatz@erzbistumberlin.de

→ Bischof Nikolaus von Myra besucht Weihnachtsmarkt am Opernpalais

»Morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben...« – so heißt es zwar in einem bekannten deutschen Weihnachtslied. Stimmt aber nicht. Jedenfalls nicht dieses Jahr. Und zumindest nicht auf dem Weihnachtsmarkt am Opernpalais. Da kommt am Samstag, 06. Dezember um 15:00 Uhr tatsächlich das Original zu Besuch: der Bischof Nikolaus von Myra. Gesicherte Fakten über sein Leben sind eher rar. Dafür haben sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr Legenden um seine Person und sein Wirken gerankt. Deshalb lädt Bischof Nikolaus nach einem Rundgang über den Weihnachtsmarkt Jung und Alt ins Geschichtenzelt ein, wo – eingebettet in musikalische Einlagen – eine der vielen Legenden szenisch dargestellt wird. Danach macht er sich – wie es sich für einen Bischof gehört – auf den Weg zur Kathedrale, wo auf

den Treppenstufen von St. Hedwig eine weitere Legende dargestellt wird. Mit einer ruhigen Kerzenaktion soll der Besuch des hohen Würdenträgers einen angemessenen Abschluss finden.

Nähere Informationen anlässlich des Bischofsbesuchs sowie weiterer kleiner Aktionen auf dem Weihnachtsmarkt erhalten Sie bei:

Bettina Birkner (Kathedralforum)
Tel. 030-203 48 46
Carla Böhnstedt (Suchendenpastoral)
Tel. 030-31 98 67 18
Klaudia Höfig (IPZ)
Tel. 030-60 97 59 44

→ **Meine Story mit Gott** – unter diesem Titel organisieren die katholische Journalistenschule ifp und das Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken einen Medienwettbewerb für Jugendliche. Diese werden dazu eingeladen, eigene Themen und Ideen für Medienprojekte wie Print-Reportagen, Radiofeatures oder auch Videos zu entwickeln. Professionelle Trainer des ifp unterstützen die Gewinner dann bei der Verwirklichung der Projektideen. Möglich sind alle medialen Formen und Abspielkanäle. Entscheidend sind kreative Ansätze zur Umsetzung des Themas: Meine Story mit Gott. Glaube im Alltag junger Menschen.

Am Medienwettbewerb »Meine Story mit Gott« können Jugendliche im Alter von 15 bis 20 Jahren, Schulklassen und auch Jugendgruppen teilnehmen. Dabei können Lehrer, Seelsorger und Jugendarbeiter die jungen Leute unterstützen und die Konzepte gemeinsam in der Gruppe entwickeln. Eine prominent besetzte Jury wählt die besten Projektideen aus. Einsendeschluss der Projektideen ist der 31. Januar 2015. Die Projektideen können per Post oder Mail an das ifp gesendet werden.

Stichwort: Meine Story mit Gott,
Kapuzinerstr. 37,
80469 München
oder per E-Mail an:
wettbewerb@story-mit-gott.de.
Weitere Informationen und das Anmeldeformular im Internet unter:
www.story-mit-gott.de

KEINER SOLL ALLEINE GLAUBEN

Weite Wege zum Gottesdienst, zum Kommunionunterricht, zur Schule oder zum Seniorentreff, das ist oftmals die Realität in Regionen, in denen Katholiken in einer Minderheitensituation ihren Glauben leben.

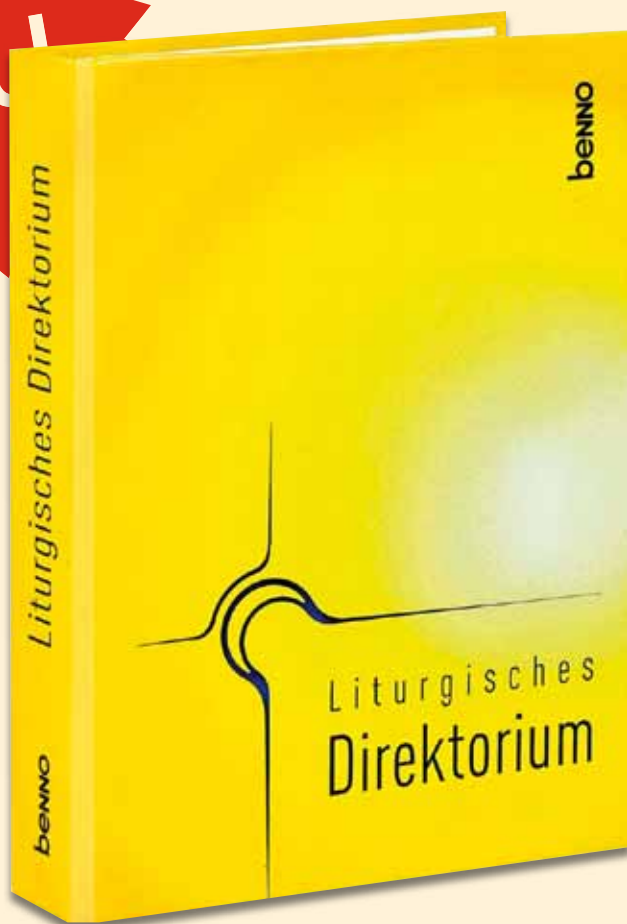


Daher fördert das Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken u.a. die religiöse Erziehung junger Menschen, unterstützt den Bau und Erhalt von Schulen, Kindergärten, Kirchen und Klöstern und ermöglicht wichtige kirchliche Sozialprojekte, damit Glaubensgemeinschaft entstehen kann. Mit seiner jährlichen bundesweiten Diaspora-Aktion macht das Bonifatiuswerk auf die Nöte in der Diaspora aufmerksam. In diesem Jahr steht die Aktion unter dem Motto »Keiner soll alleine glauben! Ihre Hilfe. Damit der Glaube reifen kann«.

Am Sonntag, 9. November, eröffnet Bischof Dr. Heiner Koch die Solidaritätsaktion mit einem Pontifikalamt in der Hofkirche in Dresden. Im Fokus des Aktionsplakates stehen die Verkehrshilfe und damit auch die BONI-Busse des Bonifatiuswerkes, die helfen, Distanzen in der Diaspora zu überbrücken. »Sie tragen dazu bei, dass Begegnung und Gemeinschaft entstehen kann und sorgen für ein vielfältiges kirchliches Engagement

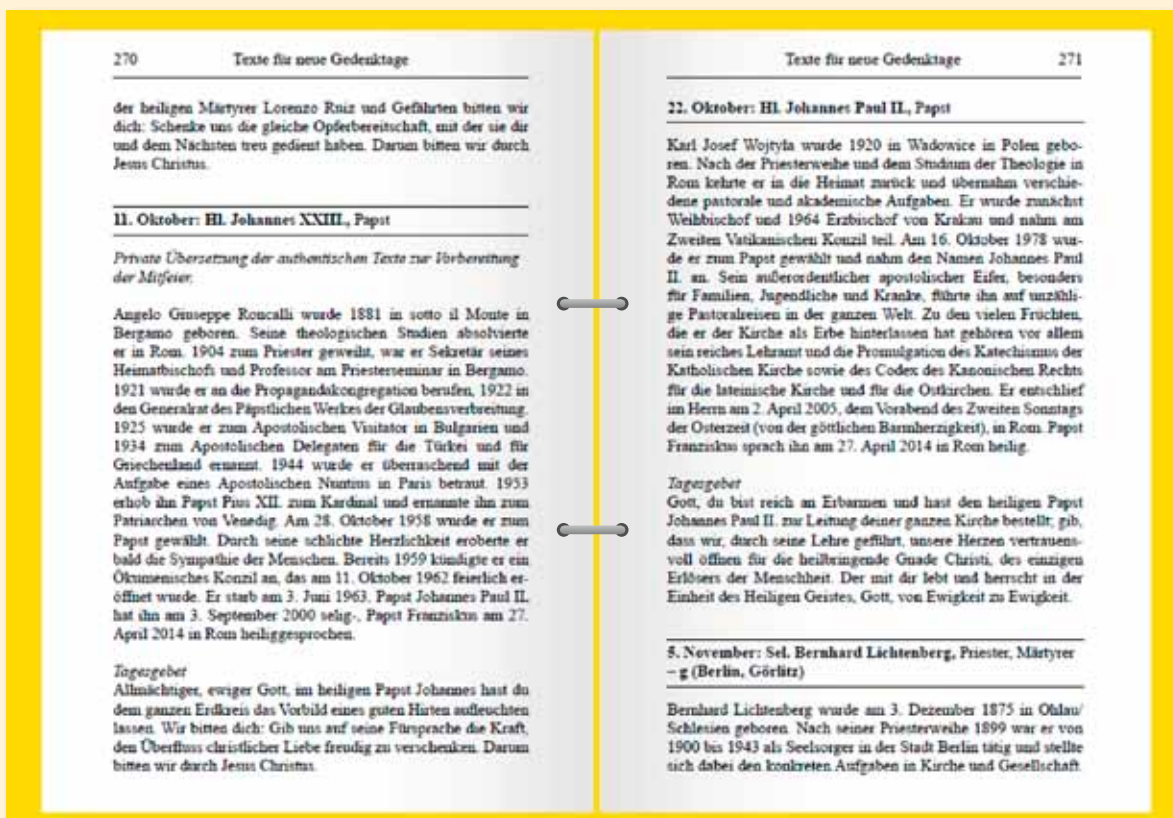
in Regionen, in denen kaum Katholiken leben. So können auch die Kranken, Schwachen und älteren Mitmenschen aktiv Zeugnis von ihrem Glauben mitten in der Gesellschaft geben. Ebenso tragen die BONI-Busse dazu bei, dass unser wertvoller Glaube an Kinder und Jugendliche weitergegeben wird, indem sie zur Schule oder zum Kommunionunterricht gebracht werden«, sagte der Generalsekretär des Bonifatiuswerkes, Monsignore Georg Austen.

Die Katholiken in ganz Deutschland sammeln dann am Diaspora-Sonntag, 16. November, für ihre Glaubensgeschwister in der Minderheit. Das Bonifatiuswerk gibt die Spenden in Form von »Hilfe zur Selbsthilfe« weiter für Projekte der Kinder- und Jugendseelsorge, für den Bau und die Renovierung von Kirchen und Gemeindezentren, Kindergärten und Schulen sowie für die Anschaffung von Fahrzeugen. »Mit unseren vier Hilfsarten – der Bauhilfe, Verkehrshilfe, Glaubenshilfe sowie Kinder- und Jugendhilfe – unterstützen wir den missionarischen und diakonischen Auftrag der Kirche. Mit unserer Verkehrshilfe beispielsweise und den 600 in Deutschland fahrenden Boni-Bussen bauen wir wichtige Brücken, um die regional verstreut lebenden Christen zusammenzubringen, damit sie gemeinsam an Gottesdiensten teilnehmen können«, sagte der Präsident des Bonifatiuswerkes Heinz Paus.



2015

Beispielseite



ERZBISTUM
BERLIN

- 13:30** Als Familie auf dem Weg zur Erstkommunion
Beispiele, Anregungen, Lieder
- 14:00** „Wer teilt, gewinnt“
Familiengottesdienst mit Weibbischof Matthias Heinrich
Musik: Patchwork und der Kinderchor St. Ludwig
- 15:00** Kreative Wege zur Erstkommunion
Workshops, Begegnungen, Hostienbäckerei, Klosterladen, Speisen und Getränke
- 16:00** Gesprächskreis für Eltern
- 17:00** "Der Deich – Was Beten bewirkt"
Kindermusical mit dem Kinderchor Heilig Geist

Familien tag mit den Erstkommunion Kindern



Erstkommunion 2014 bei Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken

St. Ludwig | 10719 Berlin-Wilmersdorf | Ludwigkirchplatz 10
Samstag, 8. November 2014, 13.30-18.00 Uhr

... und wir sind frei!



**Gottesdienst
am 9. November 2014
im Mauerpark**

Evangelische, evangelisch-freikirchliche und katholische Gemeinden, die links und rechts der Mauer lebten und leben, feiern gemeinsam Gottesdienst mit Musik der Band »Patchwork«.

Kommen Sie und feiern Sie mit.
9. 11. 2014, 11 Uhr

Mauerpark – Amphitheater
Eberswalder Str./Schwedter Str., 10437 Berlin
Der Gottesdienst findet im Freien statt, denken Sie bitte an entsprechende Kleidung und an ein Sitzkissen.

Informationen und Kontakt:
9.november@gemeinde-am-weinberg.de



TERMINE 2015

SAMSTAG, 21.02.2015

Feier der Zulassung
der erwachsenen Taufbewerber
16.30 Uhr, St. Hedwigs-Kathedrale

FREITAG, 13.03.2015

24 Stunden für Gott
17.00 Uhr, St. Clemens

SAMSTAG, 14.03.2015

Bußgang der Berliner Katholiken
16.30 Uhr, St. Clemens, St. Elisabeth
18.00 Uhr, Johannesbasilika

MITTWOCH, 15.04.2015

Seelsorgekonferenz
für Geistliche und Laien
im Pastoralen Dienst
Katholische Akademie Berlin

DO-SO, 14.-17.05.2015

Bundestreffen der Orden
in Berlin

DONNERSTAG, 04.06.2015

Fronleichnamsprozession
am Gendarmenmarkt

SONNTAG, 14.06.2015

Familienwallfahrt
nach Alt-Buchhorst

MITTWOCH, 24.06.2015

Seniorenwallfahrt
nach Alt-Buchhorst

FR-SO, 26.-28.06.2015

Bistumsjugendtag
Zinnowitz

SAMSTAG, 12.09.2015

Berliner Fest der Kirchen
auf dem Alexanderplatz

SAMSTAG, 19.09.2015

Ministranten in AB

DI-SA, 20.-24.10.2015

Romwallfahrt
des Erzbistums Berlin

SA-SO, 21.-22.11.2015

**Wahlen zum Kirchenvorstand
und Gemeinderat**



ERZBISTUM
BERLIN



Foto: AP

Bistumswallfahrt

20.-24. Okt. 2015 nach ROM

25 Jahre Deutsche Einheit

Aus Anlass des 25. Jahrestages der Deutschen Einheit laden wir Sie alle sehr herzlich zu einer Bistumswallfahrt nach Rom ein.

Sie sind eingeladen

mit uns Ihren Dank und Ihre Sorgen an den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus vor Gott zu tragen, den Papst bei einer Audienz zu erleben und - begleitet unter anderem vom Hedwigschor - in den vier großen Papstbasiliken gemeinsam Eucharistie zu feiern.

Wir bieten Ihnen

neben den großen gemeinsamen Begegnungen die Möglichkeit, besondere Orte in Rom zu entdecken, von denen viele normalerweise für Besucherinnen und Besucher nicht zugänglich sind. Dort werden Personen Zeugnis von ihrem Glauben geben und Sie mit dem Ort vertraut machen. Ähnlich wie bei einem Katholikentag können Sie sich Ihr individuelles Wallfahrts-Programm zusammenstellen.

Sie entscheiden selbst,

ob Sie die An- und Abreise oder die Unterkunft selbst organisieren oder sich für eines unserer Pilgerpakete anmelden. Der Basispreis, bei dem das Erzbistum Berlin für Familien die Hälfte der Kosten für die mitreisenden Kinder übernimmt, liegt bei ca. 499,- Euro pro Person.

Wir freuen uns

auf die Begegnung mit Gemeinden und Verbänden, Gruppen und Kreisen, Christen aus allen Teilen unseres Bistums und auf die Begegnung mit der Geschichte, der Vielfalt und der Lebendigkeit unserer Kirche. Wir hoffen, dass sich viele Pilger und Pilgerinnen aus allen Generationen mit unserem neuen Erzbischof auf den Weg machen.

Zum 1. Advent gibt es die kompletten Informationen zur Wallfahrt und die Möglichkeit sich anzumelden.